EUROPA

Skolast 2020

Europa

Skolast 2020

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

Kontrollen an den Grenzen. Nur mehr Einreise mit einem negativen COVID-19-Test. Kein grenzüberschreitender öffentlicher Personennah- und Fernverkehr mehr. Große Unsicherheit, ob die Grenze übertreten werden darf. Und das in Mitten der Europäischen Union, am Brenner, von März bis Juni dieses Jahres. Ein Herzstück dieser europäischen Idee, der freie Personenverkehr, von einen auf den anderen Tag eingeschränkt durch Corona. Unvermeidbar eingeschränkt damit auch wir Südtiroler Studierende, wie wir so sehr von Europa profitieren.
Auch die Veröffentlichung dieser Zeitschrift wurde durch den Lockdown und die Einschränkungen des öffentlichen und privaten Lebens in dieser wohl größten gesundheitlichen, wirtschaftlichen und sozialen Krise seit dem 2. Weltkrieg stark eingeschränkt – so wie die Pandemie das studentische Leben beeinträchtigt hat und deren Folgen für uns alle wohl heute noch nicht absehbar sind. Doch wir lassen uns nicht deprimieren und haben uns neue Wege überlegt, damit der Skolast auch 2020 erscheinen kann. Denn die Themen, die uns auch in dieser Ausgabe bewegt haben, sind letztlich auch ein Spiegel der aktuellen Zeit, ihrer Chancen und Herausforderungen, unserer studentischen Realität.
Wenn wir schon aufgrund der Pandemie nicht durch Europa reisen können, so soll uns doch diese Skolast-Ausgabe mitnehmen auf eine Reise durch Europa. Von Bozen über Innsbruck und Wien bis nach Bologna, Griechenland und Brüssel: Unsere 15 Autor*innen haben sich auf ihre Art und Weise über Europa Gedanken gemacht und berichten dabei über aktuelle Themen, die uns Studierenden auch in dieser Zeit der Krise bewegen.
Bleiben wir gesund, offen für Neues und lassen wir uns von der neuen Skolast-Ausgabe zu neuen Gedanken-Reise inspirieren.

Index

S.6 **Außenstellenberichte**

S.10 **Die Europäische Universität in der Krise der Zivilisation.**
Julian Nikolaus Rensi

S.14 **Wer die natur braucht**
LMCS

S.16 **Keiner mag ihn, jeder macht ihn**
Martin Ausserdorfer

S.18 **Die Republik Europa und der europäische Traum: Buchrezension**
Sonja Hartner

S.21 **Free Heimat is not like free beer!**
Anna Gius, Julian Irschara, Matteo Da Col

S.24 **Un viaggio alla scoperta del populismo**
Francesca Tonetti

S.26 **20 Jahre Bologna: Ein Aufbruch oder doch der Anfang vom Ende?**
Manuel Gruber

S.32 **The survival of the fittest**
Silvia Obwexer

S.35 **Eine vergebliche Suche nach Identität**
Simon Kienzl

S.40 **Transition and stagnation „Waiting for/in replication"**
Gerd Sulzenbacher

S.43 **Europa – Zwischen Orkus und Elysium**
Simon Rabensteiner

S.46 **Südtirol – eine Nestbeschmutzung**
Julian Fischnaller

S.49 **Talk Derby to me! Feminismus auf acht Rollen**
Karoline Irschara

S.52 **(Nicht-)Zugehörigkeit(en)**
Dietmar A. Meister

S.56 **Lieber D, ich schreibe Ihnen…**
Daniel Brandlechner

S.58 **Für gute Studienbedingungen in ganz Europa**
Manuel Gruber

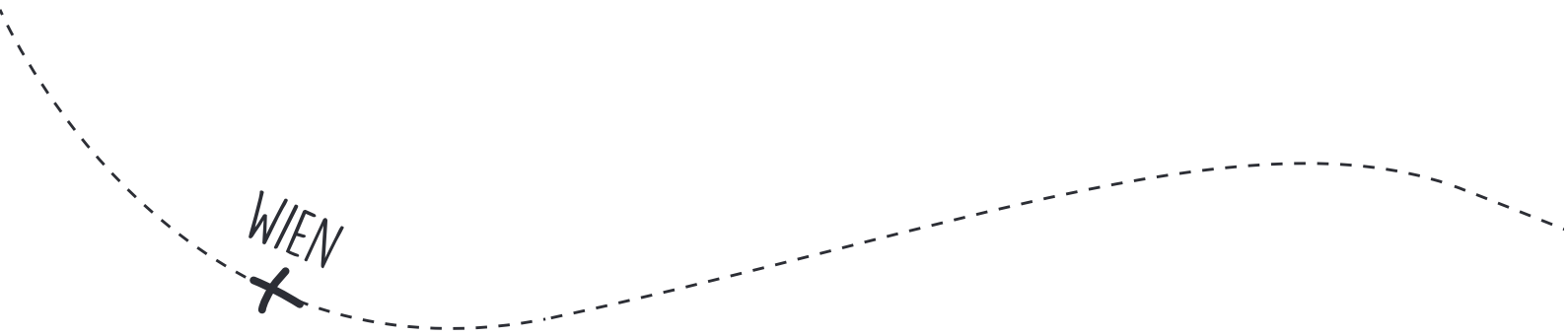
S.62 **Wir und Europa**
Theresia Morandell

S.66 **Europäische Identität – Ein Essay**
Matthias Fleischmann

S.70 **Un' Europa in viaggio…**
Francesca Tonetti

S.74 **Weil man uns die Zukunft klaut.**
Julian Nikolaus Rensi

Außenstellenberichte



Ordentliches

Die Woche beginnt am Montag um 0 Uhr. Wenig später erschrickt man, wenn es im Eingang raschelt: Der Käselieferant Françoise schaut auch erschreckt drein. Zehn Stunden später gibt es den ersten Kaffee, für die Leute, die zur ersten Beratungsstunde kommen. Manchmal reicht dieselbe Kanne bis Freitag zur zweiten und letzten Stunde Helfen.
Dienstagnachmittag kommt das Gemüse und wenig später die Leute, die es umverteilen, die Foodcoop Kukuruz (Maiskolben). Manchmal fällt ein Stück Käse für uns ab, wenn sie ihren Schlüssel vergessen haben und hilflos vor der Türe stehen.
Seit letztem Semester war Mittwoch der Tag für den dazugehörigen Filmabend. Die Platzanweiser*innen warteten auf die unvorhersehbaren Mengen oder Unmengen an Besucher*innen. Kam niemand, durfte man rauchen. Bis unsere frisch gestrichenen Fenster und Wände wieder Cappucinofarben haben, dauert's eh wieder 30 Jahre.

Unordentliches

Freund*innen, die eigenhändig Kaffee kochen, wuzeln, kochen, duschen, atmen, kommen ebenso unvorhersehbar wie Gäste und hinterlassen oft eine Schneise der Verwüstung. Zweiter Quell der Imperfektion und Asymmetrie ist das Gästezimmer mit seinen sechs Kapazitäten/Kanonen/Koryphäen – wie die maximalen Augen auf einem Würfel können aber auch Gäste*Innen überraschen und, wie im Falle eines US-Amerikaners, als Gastgeschenk zwei Flaschen Vodka mitnehmen.
Alle Menschen, die die knappen 200m² betreten haben, sind irgendwie am Klo hängengeblieben: Ob feinstofflich oder gröber materiell, hier spalten sich Kunstwerk und Unordnung. Nicht gern gehört wird das Urteil, dass die Anordnung verschiedenster Zeitschriften etc. einer klassischen Studentenbude entspricht. Hierfür stehen die Möbel.

Ausserordentliches

Einer unserer Sessel war ursprünglich 2.500 Euro wert. Wir hatten ihn um 50.
Die Hosen haben bei uns gespielt. Das ist mittlerweile drei oder vier Jahre oder zwei her. Auf jeden Fall mussten drei Schichten Boden abgetragen werden.
Das Törggelen steigert sich jährlich. Das letzte Mal hatten wir zwei Stück (!) Köche.
Obwohl der Lärmpegel kontinuierlich abgenommen hat, und sogar ein Konzert von "Rage against the machine" nach außen verlegt wurde, nehmen die Beschwerden zu.
Die Miete bleibt gleich. Die Miete ist herrlich.

INNSBRUCK

Europa, quo vadis?

Unter diesem zugegebermaßen abgegriffenen Titel fand am 14. Mai auf der Bude der sh.asus Innsbruck ein Gesprächsabend zur Lage Europas vor den damals anstehenden EU-Wahlen statt. Es handelte sich um den „Startschuss“ für ein neues Veranstaltungsformat im Rahmen der Kulturarbeit der Außenstelle, den sog. „Budenabenden“. Dr. Natascha Zeitel-Bank, lange Zeit Brüssel-Korrespondentin für ZDF, Deutsche Welle und den Bayerischen Rundfunk, referierte zunächst über die Probleme, mit denen sich der Kontinent konfrontiert sah/sieht, ob Rechtsruck, Migration, Brexit. Es ergab sich im Anschluss an den Vortrag eine spannende Diskussion, die offenlegte, dass die Studierenden zwar durchaus konträre Ansichten zur konkreten europäischen Tagespolitik vertreten, dass jedoch Europa – die Freundschaft und Kooperation der europäischen Völker – im politischen Bewusstsein einen wichtigen Platz einnimmt, dass es ernst genommen wird. Und so ist davon auszugehen, dass späte Abendstunde, heimischer Wein und angeregtes Gespräch auch zur Erreichung jenes Ziels der Veranstaltung beigetragen haben: Am 26. Mai nicht zu jenen zu gehören, die die Bürgerpflicht der Wahl missachten.

SALZBURG

Auf den Spuren von Buda und Pest

Mittlerweile zur Tradition geworden, führt die Kulturreise die sh.asus-Außenstelle Salzburg alljährlich in eine andere europäische Stadt. Vom 24. bis 26. Mai stand die ungarische Metropole und Hauptstadt Budapest auf dem Programm der Kulturreise 2019. Dabei wurden nicht nur der Burghügel und das Parlamentsviertel erkundet, sondern bei einer Stadtführung auch viel über die jüdische und kommunistische Vergangenheit und Gegenwart der Stadt gelernt. So informierten sich die Teilnehmer*innen am Platz vor dem Parlament über den dort 1956 mit Gewalt blutig niedergeschlagenen Volksaufstand. Ausgehend von der Stephans-Basilika, in dessen unmittelbarer Nähe man nächtigte, wurde zudem der Heldenplatz besucht und so manche ungarische Spezialität verkostet. Abgerundet hat die Kulturreise der Südtiroler Studierenden eine Bootsfahrt auf der Donau, bevor nach zwei Tagen in der Stadt zwischen Pest und Buda die Heimreise nach Salzburg angetreten wurde.

GRAZ

Mir bietn 3, ah wie…se hebmo, na woasch wos, vier!!

Wattn ist der Volksport schlechthin. Jeder in Südtirol kann es oder kennt es zumindest. Als Nachkomme einer großen Bauernfamilie hat es sich unser Opa nicht nehmen lassen, allen Enkeln das Wattn nach Wirtshaustradition zu lehren. Sonntag nach dem Kirchen sind wir mit ihm in die Dorfkneipe zu seinen Freunden und haben gespannt zugeschaut wie Karten über den Tisch geflogen sind, geflucht wurde und am Ende alle bei einem Glaserl Wein gelacht und sich eine schöne Woche gewünscht haben. Erklärt wurde kaum was, denn „des musch du schun asou vostien“. Nach und nach verstand man alles, konnte sich Tricks von den Älteren abgucken und wie man so schön sagt: Übung macht den Meister.
Der Meister oder das Meisterpärchen wird auch hier bei uns in Graz jedes Jahr gesucht. Einmal im Jahr, meistens im November, findet das Wattturnier statt. Das Highlight des Wintersemesters. In der Alten Technik der TU Graz finden sich alljährlich um die 40 Pärchen ein, um das Turnier zu bestreiten und vielleicht sogar zu gewinnen. Es geht hoch her und das Finalspiel verfolgen alle gespannt. Die Preise, die es gibt, sind eher nebensächlich. Am schönsten ist die Ehre, die man erlangt!

BOLOGNA

Erwachen auf dem Boden eines geräumigen Wohnzimmers.

Ich stehe auf und betrete die Küche. Ein leichter Geruch nach Kaffee und Zigaretten liegt im Raum. Irgendwer hört laut Musik und am Küchentisch tummeln sich schon die ersten Bewohner*innen des Hauses. Noch mit kleinen Äuglein und müdem Blick sitzen die Frühaufsteher am Tisch und bereiten sich schon auf ihre Prüfungen vor. Nach einer Weile intensiven Lernens wird das Mittagessen geplant. Das gemeinsame Einnehmen der Mahlzeiten ist hier ein wichtiger Bestandteil des Zusammenlebens. Beim Essen entsteht schnell eine familiäre Atmosphäre, es wird viel gelacht, erzählt und diskutiert. Der Erste, der mit dem Essen fertig ist, bereitet den Kaffee zu. Danach geht bis zum Abendessen jede*r seines/ihres Weges. Die meisten verlassen dann die Wohnung, gehen in die Bibliothek, um zu lernen oder geben sich ihren Freizeitaktivitäten hin. Es wird dann so ruhig, dass man vergessen könnte, dass es sich um eine Studenten-WG handelt.
Am Abend kommt erst richtig Leben in die Bude. Meistens werden viele Freunde eingeladen und ein festliches Abendessen wird organisiert. Dabei fällt jedem/ jeder eine andere Aufgabe zu. Einige gehen einkaufen, andere Kochen und der Rest „darf“ abspülen. An guten Getränken darf es keinesfalls mangeln. Bier und Wein stehen stets in rauen Mengen zur Verfügung. Nachdem sich jeder ausgiebig vergnügt hat und der Abend langsam ausklingt, verschiebt sich das Geschehen von der Küche ins Wohnzimmer, welches in wenigen Sekunden zu einem einladenden Kino umfunktioniert wird.
So oder ähnlich spielen sich die Tage in der Sh Asus ab. Seit 5 Tagen bin ich nun hier und teile das Wohnzimmer mit anderen Gestrandeten. Die Atmosphäre ist sehr offen. Obwohl ich keinen der Mitbewohner vorher kannte, wurde ich sehr schnell ins WG-Leben integriert.
Der Gedanke die Asus verlassen zu müssen, bereitet mir jetzt schon Magengeschwüre.

Die Europäische Universität in der Krise der Zivilisation.

von Julian Nikolaus Rensi

Das war der Titel des ersten Artikels in der ersten Skolast-Ausgabe im Jahr 1956. Mit ihm fing alles an. Merkwürdig: Der Titel klingt alt und ist doch brandaktuell. In der Folge soll auf ihn nicht im inhaltlichen Sinn eingegangen werden, sondern er soll als „Aufgabenstellung" für eine auf das Hier und Jetzt bezogene Betrachtung dienen. Mehr noch als vor über sechs Jahrzehnten durchleben Europa und die Welt eine Krise, die nicht temporär scheinen will, sondern eher als eine neue Phase der globalen Entwicklung; eine Etappe, die als krisenhaft empfunden wird, weil sie die Gewissheit eines Fortschritts im Guten nachhaltig erschüttert. Nachfolgend wird versucht zu umreißen, wie die Hochschulen in dieser Krise aktuell dastehen und wie sie sich ändern müssen, um Antworten in wirren Zeiten der Ungewissheit liefern zu können.

BOZEN

Die Universität im neoliberalen Kapitalismus

Der Kapitalismus hat eine zuvor unvorstellbare Entfaltung der Wissenschaft bewirkt. Zugleich hemmt die Wirtschaftsordnung, die alternativloser als noch vor Jahrzehnten scheint, eine Entwicklung der Wissenschaften zum Wohle aller. Denn der Wissenschaftsbetrieb ist der Logik der Kapitalverwertung unterworfen. Das mag in irgendeiner Weise seit Jahrhunderten so sein. Offensichtlich wird diese Abhängigkeit aber im Lichte der neoliberalen Hochschulpolitiken (u.a. Bologna-Prozess). Der neoliberale Umbau der Hochschulen, der seit Jahren andauert, ist nur ein Aspekt der Ökonomisierung so gut wie aller Lebens- und Politikbereiche. Konkret äußert er sich etwa in:

1 Der Einführung von Studiengebühren und der damit zusammenhängenden sozialen Selektion [1]

2 der Schaffung eines Kontrollregimes in Form von Regelstudienzeit etc., das den Druck auf die Studierenden erhöhen soll;

3 der Abschaffung oder Aushöhlung „demokratischer" Strukturen an den Universitäten; [2]

4 der steigenden Abhängigkeit der Universitäten von privaten Drittmittelgebern, also Investor*innen, infolge der zunehmenden Unfähigkeit der öffentlichen Hand, sämtliche Kosten zu tragen;

5 der einseitigen Orientierung der Studiengänge und -abschlüsse an deren Verwertbarkeit auf dem Arbeitsmarkt (dazu unten mehr);

6 der Schaffung eines Klimas der Konkurrenz zwischen den Universitäten.

All das schafft nicht gerade Bedingungen für eine Forschung und eine Lehre, die offensiv die drängenden Themen der Zeit in den unterschiedlichen Disziplinen aufgreift – Klimawandel, die Grenzen des wirtschaftlichen Wachstums, Migration, das Zerbrechen der internationalen Ordnung – sondern eher für auf einzelne Fachgebiete (Naturwissenschaften, Technik) beschränkte und nicht zusammenhängend gedachte Untersuchungen und Projekte zu technologischen Lösungen, die marktgerecht sein sollen und es privaten Auftraggeber*innen ermöglichen, aus globaler Not

1 Durch diese Selektion festigen sich Ungleichheiten zwischen den verschiedenen Klassen der

2 In Bezug auf Österreich ist ein historisches Beispiel die Ersetzung der Universitäts-Organisationen

Kapital zu schlagen. Universitäten werden heute eben als Dienstleisterinnen begriffen und nicht als Freistätten, an denen auch unbequeme Alternativen erdacht oder erprobt werden. Zusammenfassend gesagt befinden wir uns also in einer Zeit, in der die geistigen Produktionsverhältnisse (d.h., die Struktur der Universitäten und der Studiengänge) die geistigen Produktivkräfte (das Potenzial kritischer Forschung, die auch radikalen Änderungsbedarf im Umwelt- und Wirtschaftsbereich aufzeigen könnte) hemmen, in der sie also nicht mehr zeitgemäß sind. Zur Krise der Zivilisation gesellt sich, in dieser Sichtweise, die Krise der Universität.

20 Jahre Bologna-System: Im Guten gescheitert, in den Schattenseiten erfolgreich

Dieser allgemeinen Lagebewertung müssen nun einige Ausführungen zur sogenannten Bologna-Reform folgen, die zugleich Verursacherin und Katalysator der oben angeführten Entwicklungen ist. Zahlreiche Maßnahmen, die die 1999 von 29 europäischen Bildungsminister*innen unterzeichnete „Erklärung von Bologna“ auf nationaler Ebene umsetzten, haben das Wesen der europäischen Universität nachhaltig verändert. Bezogen auf die europäischen Universitäten wurde beschlossen, einen gemeinsamen europäischen Hochschulraum zu schaffen, analog zum gemeinsamen Markt in der EG bzw. EU. Die Idee des freien Studierenden- und Wissensverkehrs ist bis heute allen Beteuerungen zum Trotz nicht realisiert worden , und die volle Kompatibilität der Studienfächer eine Randerscheinung, sodass Studierende vieler Fächer Studienaufenthalte im Ausland penibel abwägen müssen, da die Anerkennung erbrachter Leistungen eben eine oft sparsam gewährte Gnade ist.
Mehr Erfolg war anderen, in der eigentlichen Erklärung vermeintlich zweitrangigen Absichten beschieden: Effizienz, Wirtschaftlichkeit, Beschäftigungsfähigkeit. Sie wurden zu den unumstößlichen, goldenen Leitlinien der herrschenden Hochschulpolitik erhoben, mit allen Konsequenzen. Die Inhalte der Studiengänge passen sich den jeweils aktuellen Bedürfnissen der Märkte an, wobei sich die Politik, sofern sie Steuerungsgewalt hat, ohnehin zur willigen Vollstreckerin der bildungspolitischen Forderungen der „Wirtschaft“ reduziert hat. Studieren heißt Investieren in das eigene „Humankapital“, eine Investition, die sich durch eine entsprechende Rendite auf dem Arbeitsmarkt lohnen muss, damit sie getätigt wird. Diese Formel haben mittlerweile auch die Studierenden internalisiert; man studiert, womit man „etwas machen“ kann – die kühle Realität, die dem kuscheligen Wohlfühlmythos entgegensteht, man müsse doch studieren, was einen interessiert. Es sind die Studierenden selbst, viele jedenfalls, die sich eine „praxisnahe“ Bildung – man sollte besser sagen: Ausbildung – wünschen (und praxisnah impliziert Nähe zu dem, was künftige Arbeitgeber*innen einem abverlangen). Mit dem vielbeschworenen „Humboldt’schen Bildungsideal“ als Grundlage der (mittel-) europäischen Universitätskultur hat das nichts mehr zu tun.

Der Prestigeverlust der Geisteswissenschaften

Die Ausrichtung primär auf den ökonomischen Nutzen des Studiums führt auch zu einer Abwertung der geisteswissenschaftlichen Studien. Den einst stolzen Aushängeschildern so mancher ehrwürdigen akademischen Institution mangelt es an Strahlkraft; unkritisch oder auf Debatten zurechtgestutzt, die niemandem „wehtun“, leiden die Geisteswissenschaften unter theoretischer Sterilität und bringen keine großen, neuen Theorien hervor, die unserer historischen Epoche entsprechen würden.[5] Dabei bedarf es genau jetzt einer Förderung der geisteswissenschaftlichen Durchdringung der Realität in der wir leben; der Unterstützung eines geistigen Aufbruchs in Zeiten geistigen – politischen, ideologischen, philosophischen – Rückschritts und der resignierenden Kapitulation vor der erschreckend komplexen Totalität der Verhältnisse, auf die wir als Europäer*innen, als Menschen, zusteuern. Die Gesellschaft benötigt einen bewusst geförderten, mutigen und koordinierten geistigen Austausch, besonders über die ethischen Implikationen des technologisch-naturwissenschaftlichen Fortschritts, und nicht nur diesen selbst.

3 Hierzu auch: Tanjev Schulz – Auslandssemester – keine Zeit“ Süddeutsche de, 25.08.2011

5 Siehe auch: Hans Ulrich Gumbrecht – Gibt es eine Zukunft der Geisteswissenschaften“ Vortrag an

Die Geisteswissenschaften, das große Erbe des klassischen Europas, sind einem Assimilierungsdruck hin zu naturwissenschaftlichen Parametern ausgesetzt, infolge dessen sie notwendigerweise als mangelhaft erscheinen. Diesen Druck gilt es zu bekämpfen und die Eigenheiten der Fächer – Komplexität zu schaffen, statt sie zu verringern – zu verteidigen. Im Rahmen einer interdisziplinären Neuausrichtung der Studiengänge sollte die Befassung mit „geisteswissenschaftlichen" Fragen, die Reflexion also, zum Bestandteil jedes Studiums gehören. Es sollte sich erübrigen zu sagen, dass die Systemimmanenz besonders der geisteswissenschaftlichen Studien überwunden werden muss, damit diese eine ideelle Vorreiterrolle beim ökologisch-sozialen Umbau der globalen Gesellschaft wahrnehmen kann.

Die moderne Universität und die Manipulation der Studierenden

Nicht zuletzt die Einführung von Leistungspunkten (ECTS) und die Umsetzung der Bologna-Vorgaben durch (Wieder-) Einführung von Noten und in sich abgeschlossene Module, die durch Prüfungen beendet werden (was teilweise zu einer regelrechten Prüfungsinflation geführt hat), haben eine Renaissance des formalen, sehr schulischen Begriffs von Leistung bewirkt. Ohne mit dieser Aussage Anspruch auf absolute Geltung erheben zu wollen: Die neue Fokussierung auf formale Leistung, Noten etc. beeinflusst langfristig die Mentalität der Studierenden, indem sie sie dazu drängt, nur das zu tun, was in curricularer Hinsicht Punkte bringt, also nützt – ein Utilitarismus, der sich notwendigerweise einstellt, wenn man die Prüfungsfülle, den Druck der Regelstudienzeit usw. bedenkt. Wer dagegen aufbegehrt, steht auf verlorenem Posten, Widerstand erübrigt sich durch die Erschöpfung jener, die „rebellieren" könnten: Wer möchte sich nach all dem Lernen und Vorbereiten noch ernsthaft mit strukturellen Fragen des Studiums und der Uni auseinandersetzen? Letztlich hilft dies, autoritäre Denkmuster, dem junge Menschen nach wie vor begegnen und die sie automatisch verinnerlichen, subtil zu festigen; der vorgefundene Zustand wird hingenommen. Anerkennung von Autorität ist auch die Voraussetzung für jene Gefügigkeit, die eigentlich hinter der Kardinaltugend des Turbokapitalismus, der vielgepriesenen Flexibilität, steckt. Ohne diese Flexibilität wiederum wäre keine employability gegeben, und die Universitäten würden ihre arbeitsmarktdienende Funktion nicht erfüllen. Das Bologna-Regime schränkt nicht nur die akademische Freiheit der Lehrenden ein, sondern offenbart durch restriktivere, strenge Studienordnungen einen repressiven Charakter den Studierenden gegenüber.

Zurück zur universitas studiorum

Die zahlreichen Einschränkungen der Studierenden beeinträchtigen die akademische Reifung jener, die gerade in der krisenhaften Gegenwart eine vielseitige, differenzierte wissenschaftliche Persönlichkeit entwickeln müssen. Die sich vernetzen, den Rahmen des eigenen Faches sprengen müssen, so wie die Probleme unserer Zeit, die sich jeder eindeutigen Zuordnung in diese oder jene Thematik, widersetzen. Die Universität der Zukunft muss Allgemeinbildung im besten Sinne betreiben, zurück zu ihrer ureigenen Wurzel, der universitas studiorum[6] kehren, und sich nicht der fortschreitenden Fragmentierung des Wissens aussetzen, bis aus lauter Details das große Ganze unerkannt und vergessen bleibt. Die Universitäten müssen die organischen Wechselwirkungen von Phänomenen, die an sich von unterschiedlichen Disziplinen untersucht werden, stärker hervorheben. Eine größere Rolle müssten in diesem Rahmen auch Fragen der Ethik spielen,

6 „All Gemeinschaft der Studien(-gänge)"

die Frage, was es heute bedeutet, zu forschen und ob und wo die Grenzen des ethisch Vertretbaren liegen. Kurzum, was hier gefordert wird, ist Interdisziplinarität. Um sie ist man ja bereits bemüht, andererseits scheint die auf Bologna umgestellte Universität weniger Generalist*innen hervorzubringen, als die berühmt-berüchtigten „Fachidiot*innen“.
Aber noch einmal: Der Klimawandel, die weltweite Migration, die digitale Revolution, der Niedergang der liberalen Demokratie, die Frage nach einer rationalen Verteilung knapper werdender Ressourcen – all das erfordert einen interdisziplinären wissenschaftlichen Ansatz und muss zusammenhängend analysiert werden. Darin besteht das Revolutionäre an diesem Ansatz; dass er die wissenschaftliche Tätigkeit aller Studien durch einen gemeinsamen Gegenstand verbindet, der auch als solcher wahrgenommen wird und da wäre: Wie steht die Menschheit da und was muss sie tun, um sich und ihrem Habitat eine Zukunft zu ermöglichen. Kein Fach kann leugnen, dass die sozialen, technischen usw. Umwälzungen unserer Tage einen erheblichen Einfluss auf seine Inhalte ausüben – dann müssen eben diese Veränderungen aufgegriffen und thematisiert werden, und zwar endlich auch in der Lehre und in jedem Studiengang.
Noch wirken diese universalistischen Forderungen äußerst utopisch, laufen sie doch der Idee der Arbeitsteilung zuwider, die unsere moderne kapitalistische Gesellschaft von Grund auf kennzeichnet. Allein, es ist etwa im Feld der Berufe eine Auflösungstendenz dieser Teilung zu beobachten (man arbeitet nicht mehr ein Leben lang dasselbe), welche möglicherweise auch den universitären Bereich erfassen wird.

Die Universitäten müssen neuen Geist für neue Zeiten formen

Was unsere Generation erneut lernen muss ist, sich nicht mehr als Haufen einzelner, voneinander unabhängiger Individuen mit egoistischer Zielsetzung zu begreifen, sondern als Kollektiv, das fast schicksalhaft verbunden ist. Verbunden durch das bedrohte Interesse auf eine Zukunft in Menschlichkeit, Friede und einer Umwelt, die Leben zulässt. Der sich selbst optimierende, unternehmerische Einzelkämpfer[7] mag wettbewerbsfähig sein, ist aber für eine Zukunft unbrauchbar, in der er seinen Konkurrenzwahn nicht mehr ausleben kann: Aggressiver Wettbewerb im Sinne eines Wachstums und einer Expansion auf Kosten anderer ist eine Geisteshaltung, für die künftig die Ressourcen fehlen werden. Das neoliberale Modell des asozialen homo oeconomicus ist gescheitert, ein Relikt aber, dem wir perverserweise immer noch huldigen und das nicht zuletzt durch Mechanismen am Leben gehalten wird, die auf Konkurrenz bauen oder sie fördern. Solche finden sich zur Genüge im Studienalltag.
Daher benötigen wir einen Paradigmenwechsel, der die gesamte Bildung – von der Erziehung in den Schulen bis hin zur höheren Bildung an den Universitäten – revolutionieren muss. Nur durch solidarisches Denken und Handeln hat unsere Spezies noch eine Chance im Angesicht einer Welt, die wir am Verunstalten sind. Was all das mit den Universitäten zu tun hat? Sie haben die Aufgabe, eine neue Bewusstseinsbildung zu fördern, was auf vielerlei Wegen geschehen kann, wozu sie aber besonders geeignet sein sollten, wenn sie Orte sind, in denen Zukunft entworfen, ja vorweggenommen wird. Weniger der Beurteilung der Einzelleistung einzelner Studierender sollte Gewicht verliehen werden, als der Förderung von gemeinschaftlichen Forschungsprojekten oder anderen kooperativen Momenten, die im Rahmen des Studiums denkbar sind. Durch die Begünstigung von Kooperation statt Konkurrenz könnten von den Hochschulen positive Impulse auf die Gesellschaft ausgehen, da die Studierenden es einmal sein werden, welche ebendiese prägen.

Ausblick

Eine andere Welt ist möglich – nein, mittlerweile ist sie sogar nötig. Die aktuelle, allseitige Krise zu meistern heißt, sich auf neue globale Verhältnisse vorzubereiten, über diese zu debattieren und sie mitzuprägen. Es ist Aufgabe der Studierenden, im Bündnis mit progressiven Professor*innen und mutigen Politiker*innen, die wirkliche Freiheit der Hochschulen zu erstreiten und den akademischen Betrieb aus den Fesseln der Kapitalisierung zu lösen. Das schließt eine Absage an destruktive und im Kern reaktionäre „Prozesse“, wie dem von Bologna, ein. Die Universitäten müssen in die Lage gebracht werden, als „Exklaven der Zukunft“ neue sozioökonomische Strukturen zu entwerfen, die den künftigen Umweltbedingungen entsprechen. Im lernenden Austausch mit der Bevölkerung und gewissermaßen getreu dem Motto: „Pessimismus des Verstandes, aber Optimismus des Willens.“ [8]

7 Der/sie unserer Gesellschaft mittels ihrer Institutionen hervorbringt und der/sie ihr Leitbild ist

8 Antonio Gramsci, ex mesch. Stellen seiner Werke

Wer die Natur braucht

von L.M.C.S

Vieles ist hier gleich geblieben: die rohre, der eingebaute platz, der nach wie vor nicht vom mannshohen unkraut befreit - daliegt, am rande des waldesgebiets, der nun eingezäunter ist von seinen bäumen, die umgeflogen bögen über den weg schlagen. Im schatten des ganzen waldes ist es egal, nur gesekter geht man, in den besser ausgeputzten 50 centimetern, gebückt vor den imaginären dauerzecken, die immer noch ein schild am anfang haben: vorsicht borreliose, vorsicht, das andere, vorsicht, auf eigene gefahr hin. Wie wahrscheinlich ein blitz einen eindreschen kann in den flor, das weite feld, das folgt und einem folgt - ein ungewitter könnte auffahren, folgore, tuono, fulmine, lumine. Scendo "di' nuovo", und es ergibt sich der sinn der ruhe aus den schwankenden muskeln, die hin und hergehen auf rädern. Ich ruhe eingerastet auf der bank, geparkt das helltürkise BTW meiner schwester (das sie mir "geschenkt" hat), nach dem faulig sauerem apfelgeruch der firma unterm hang des schlosses sigmundskron. Nach 7 jahren gibt es jetzt eine radstation an der radausfahrt frangart, "spinngart", auch wenn die ecke klaubbarer äpfel gewichen ist, und ein alter mann blickt mich vom vorletzten haus des dorfes mit seinen hängenden brüsten an, als ich nur nickend zustimme, still, so hebt er die alte hand und vielleicht den humor. Humor ist eine furchtbare sache, denn sie scheint der einzige ausweg zu sein, und alle schweren menschen kriegen's noch schwerer. Ein desolater junger mensch mit mexikanischem aussehen hatte mir hier sein feuer gegeben, er hatte bereits einen dübel im mund, ich die interessant verölte industriezigarette. 4 sehr junge schweizer und schweizerinnen scherzen über ihre kilometer. War es so anstrengend gewesen wie vor 6 jahren, oder mehr oder weniger anstrengend? Ich fühle mich nicht ausgelaugt, der kaslöchrige stahlzylinder ist neu, der chemiegeruch am wasser weniger. Die einzelnen bänke und landzungen sind neu, eine davon ist spärlich mit

einer eisenkette zwischen zwei hüfthohen stangen eingesäumt. Der sattel muss hüfthoch sein. Oben am freien weinfeld in girlan hatte ich kurz einen sehr wohltuenden gedanken: ich habe mein leben in drittel geschnitten und das erwachsenenalter sowie die früchte meines studierens beurteilt. Dabei konnte ich beinahe greifen, wie sehr ich gewachsen war, und wie sehr nicht - in all der zeit, in der ich immer schon wusste und mich besinnte und gedachte, was das leben genau sein darf, und dass es genau so ist, wie die sprache sagt, und wie es ist, und vielleicht verstehen nur all die leute das in seinem tempo, die mich kennen, und vielleicht verstehe ich es selbst nur, wenn ich meiner geschwindigkeit versuche, nachzulaufen, halbwegs genau, aber zumindest versuchsweise (und dass ich nicht anderes versuche). An meinem körper kann ich messen, wie sehr ich erwachsen geworden bin, z.b. am bart. Je länger der bart, desto mehr verschwimmt das gesicht, und die schönheit vergeht. Rasiert, verliere ich oft all meine stärke. Ich weiß sehr wenig über die techniken des stils, ich weiß allzu wenig über das leben goethes und ich habe das leid, in das ich meine zeitdrittel des lebens gemessen habe, als für nicht gut genug befinden dürfen, da ich anscheinend noch nicht genug gearbeitet, meditiert, bzw. geruht und informationen über die welt sowie einverleibte titel gesammelt habe. Auf jeden fall bin ich immer noch ich selbst, glaube ich, und es wird der tag kommen, an dem ich von gleichen umgeben sein werde, und wir werden einen unschuldigen staat auf die beine stellen und uns gegenseitig ins gesicht schauen und lachen ohne zu weinen oder witze zu machen. Aber da glaube ich, bin ich naiv und allein und werde einfach weiterhin innehalten mit dem ende.

L.M.C.S. - Geschrieben aufgrund echter Veränderungen am Landschaftsbild

Keiner mag ihn, jeder macht ihn

von Martin Ausserdorfer

Verkehr: Leid und Freud der heutigen Zeit. Das Thema Verkehr ist in all seinen Formen stets kontrovers diskutierbar. Vor allem in Südtirol stellt das Thema eine große Herausforderung für die Zukunft dar. Ein kurzer provokanter Diskurs in die gelebte Realität sollte uns zum Nachdenken anregen. Besonders jene, die häufig etwas lauter kritisieren.

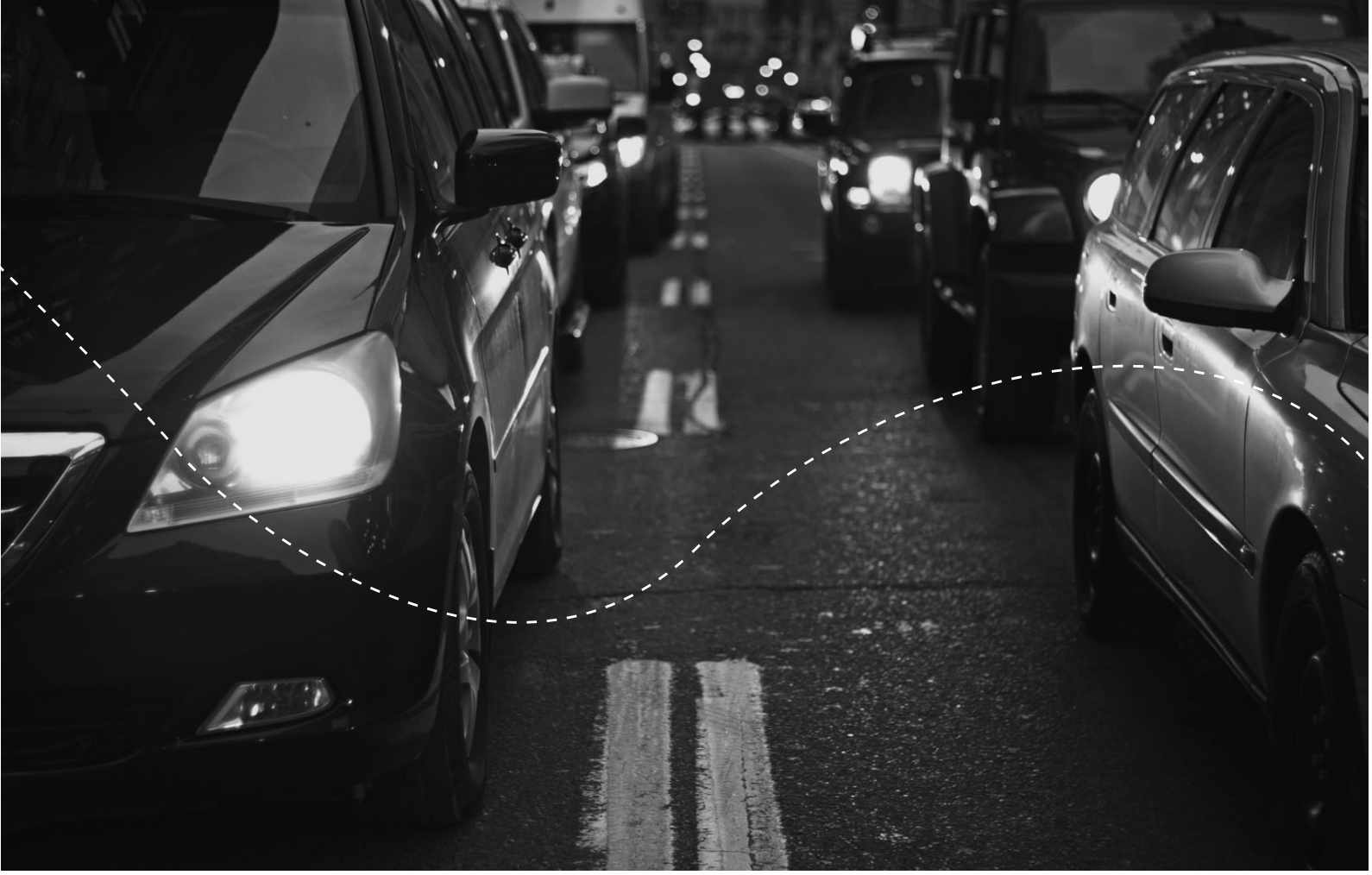
ST. LORENZEN

Wie oft wohl sind unsere Großeltern und Eltern in jungen Jahren in den Urlaub gefahren. Wie oft wohl haben sie sich Konsum- und Luxusgüter bestellt, wie wir es heute tagtäglich tun. Zalando kennt man inzwischen am Tschöggelberg genauso wie in Prettau oder Ulten. Diese Kuriere sind überall hin unterwegs. Vollgas mit dem 3,5 Tonnen Sprinter.
Vor Jahren lernte man in der Schule noch Lagerpolitik. Last in, first out. First in, first out. Heute hat niemand mehr ein Lager. Alles just in Time. Der Mechaniker bestellt die Ersatzteile in der Früh, zu Mittag wird geliefert und am Nachmittag ist das Auto fertig. Wir wollen das ja auch so. Alles schnell.
Der gesamte Transport basiert auf zwei Faktoren. Preis und Zeit. Wenn ich etwas schnell benötige, bin ich auch bereit, etwas mehr zu bezahlen. Over-night-express nennt sich das zu neudeutsch und kostet dann einfach mal ein paar Euro mehr. Wenn dann jemand nicht nach Südtirol sprich Italien liefert, leider gibt es das Geoblocking immer noch, dann richten wir uns halt ein Postfach in Sillian oder bei der Tankstelle am Brenner. Das ist unser Konsum.

Und wir selbst? Sind wir ehrlich.

Wir düsen doch alle quer durch die Weltgeschichte. Ich bin froh darüber. Es tut uns Menschen und besonders uns Südtiroler*innen gut, raus aus den Tälern – hinein in die große Welt. Wir sehen dabei Vieles, lernen, uns kritisch mit uns selbst und der Realität auseinander zu setzen. Wir lernen zu differenzieren und erkennen, dass daheim dennoch vieles gut, wenngleich vieles nicht perfekt ist. Wenn ich morgen nach New York will, kann ich das noch heute am Handy buchen. Wenn ich in zehn Minuten mit dem Zug nach Rom muss, ist das auch kein Problem. Außer es ist August, da ist der Zug ausgebucht. Reisen tut gut. Aber wir generieren Verkehr.

So, wie wir es tun, machen es auch die Gäste, die nach Südtirol kommen. Sie bleiben nicht mehr zwei oder drei Wochen, wie es uns die Piefke Saga lehrt. Sie kommen öfters und kürzer. Die Aufenthaltsdauer beträgt durchschnittlich nicht mal mehr fünf Tage. Man kommt und man geht. Zudem kam früher ein Bus. 60 Leute vollgepackt. Durch die qualitative Steigerung kommen heute Einzelgäste. Sie bezahlen mehr als der Busgast. Statt einem Bus, haben wir mindestens 30 Autos. Sind die Gäste hier, wollen sie alles und schnell sehen. Man fährt hin, egal ob man im Stau steht oder nicht, macht sein Selfie für Facebook oder Instagram und zählt anschließend die Likes, anstatt den Moment zu genießen.



Es gäbe viele solch derartig unsinnige Geschichten zu erzählen und zu diskutieren. Es fehlt uns an Ehrlichkeit. Bauern aus Nordtirol bringen die Milch nach Sterzing, weil sie dort mehr Geld dafür bekommen. Südtiroler*innen kaufen die Tiroler Milch, weil diese ein paar Cent günstiger ist. Das produziert Verkehr, genauso wie die turbogesunde Avocado, die wir ganzjährig konsumieren, weil sie ja so gesund ist.

Es gibt niemanden, der diese Probleme lösen kann.

Es sind Entwicklungen, die über jegliche Grenzen hinweg auf uns zukommen. Die hält niemand auf. Wir alle sind Täter*innen und Opfer zugleich.
Lokal kann man nur Antworten geben. Dass es den Landeshauptleuten von Süd- und Nordtirol gelungen ist, den Brenner Basistunnel mit Zulaufstrecken auf den Weg zu bringen, ist rückblickend gesehen eine Meisterleistung. Er bietet die Voraussetzung für eine zukünftige nachhaltige Abwicklung von Güter und Personentransport.
Regional geschieht in Südtirol auch Vieles. Das muss man anerkennen. Es gibt Projekte wie die Riggertalschleife oder den Virgltunnel, die den Schienenverkehr optimieren werden. Es gibt aber heute schon den Nightliner am Wochenende oder den Südtirolpass. Jede*r ist dazu eingeladen, ähnliche Angebote im Ausland zu suchen und zu vergleichen. Wir sind einen Schritt voraus, dürfen uns hier aber nicht ausruhen und müssen weitere Akzente setzen. Das ist machbar und läuft. Belegen tut dies die Statistik über die Einnahmen im öffentlichen Personennahverkehr.

Abschließend noch ein wichtiger Gedanke.

Die Zukunft bringt Herausforderungen mit sich. Das sind Chancen, die es zu nutzen gilt. Vor allem in der Digitalisierung und in der Mobilität gibt es schier unbegrenzte Möglichkeiten im Nutzen von Synergien und im Sharen von Angeboten. Die digital natives können das. Besser als wir heute und sie müssen sich einbringen, mit Ideen und Visionen. Die Aufgabe der öffentlichen Hand ist es, die Daten zur Verfügung zu stellen. Business Modelle und Applikationen können die Träumer*innen besser lancieren als die realitätsnahen Verwalter*innen.

Die Republik Europa und der europäische Traum: Buchrezension

von Sonja Hartner

Über Europa – und damit meine ich nicht jene Europa aus der griechischen Mythologie, die Zeus in der Gestalt eines Stieres verführte, obwohl diese Europa auch eine gewisse Rolle spielte – ist viel geschrieben worden: Jede Menge Bücher, Artikel, Thesenpapiere durchleuchten aus den unterschiedlichsten Perspektiven, was Europa ist oder sein könnte, worin die Misere oder, je nach Sichtweise, die Chancen Europas liegen, welche Zukunft Europa haben wird.

BRUNECK

Zwei Autorinnen, die meiner Ansicht nach in zwei ihrer Bücher einen ganz besonderen Ansatz verfolgen, sind Ulrike Guèrot und Aleida Assmann.

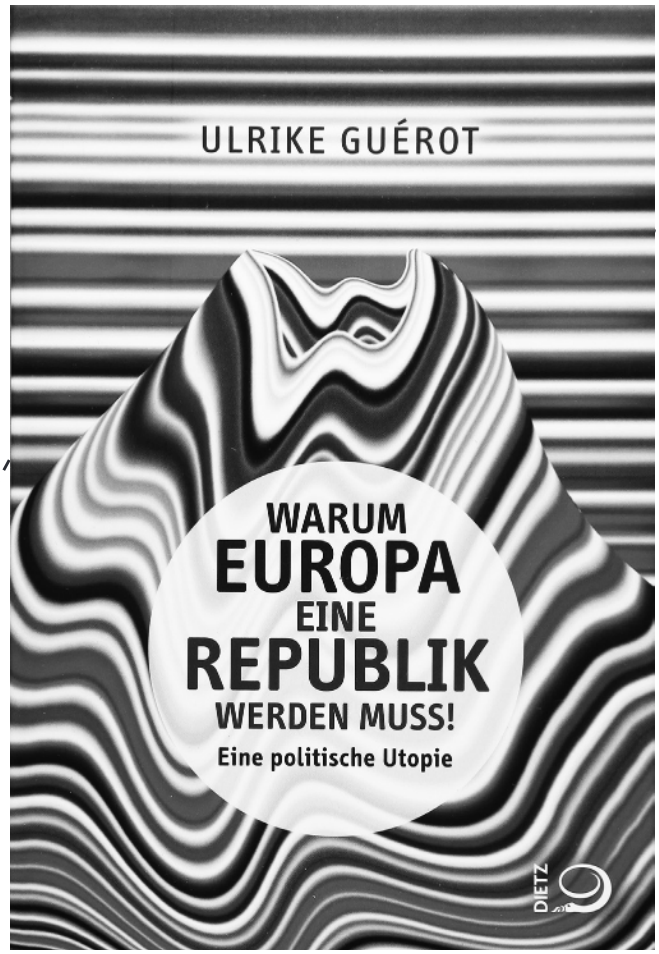
Ulrike Guèrot: „Warum Europa eine Republik werden muss"

Die Autorin ist Professorin für Europapolitik und Demokratieforschung an der Donau-Universität Krems. Ihr Buch aus dem Jahre 2017 (3. Auflage 2019) trägt den Untertitel „Eine politische Utopie". Gemeint ist mit dem Begriff „Europa" zunächst einmal die Europäische Union. Doch Guèrot geht in ihren Ausführungen weit darüber hinaus. Im Vorwort erklärt sie: „Der Erfolg dieses Buches, das ich eigentlich als mein persönliches Wutbuch über den Zustand der EU und den Verrat an der europäischen Idee geschrieben habe, zeigt, dass viele Bürgerinnen und Bürger, Studierende, Europa-Engagierte und alle, die ich fast Tag für Tag auf Diskussionsveranstaltungen treffe, sich ein ganz anderes Europa wünschen als die EU, die wir haben" (S. 16). Und dieses andere Europa skizziert Guèrot in ihrem Buch.

Guèrots anderes Europa

Worin besteht nun dieses andere Europa? Es ist, in erster Linie, ein demokratisches Europa: Aus der Europäischen Union wird die Republik Europa, in der die Bürger*innen volle Souveränität erhalten, die Bürger*innen wohlgemerkt, nicht die europäischen Institutionen. Guèrot meint dazu:

> *„Ich wähle mit Bedacht den Begriff „Republik". Er ist der älteste Begriff der politischen Ideengeschichte zur Begründung von politischen Gemeinwesen. Die Republik ist das gemeinsame ideengeschichtliche Erbe Europas schlechthin. Aus dem Begriff der Republik heraus entwickle ich die Vorstellung eines demokratischen Europas, das auf zwei Grundsätzen basiert: der politischen Gleichheit seiner Bürger und dem transnationalen europäischen Regieren im Netzwerk. Die Utopie einer Europäischen Republik beinhaltet eine institutionelle, territoriale und wirtschaftliche Neuordnung Europas, die sich vom Interesse am Gemeinwohl – eben der res publica – herleitet." (S. 25).*



Ulrike Guèrot: Warum Europa eine Republik werden muss. Eine politische Utopie. Piper 2019, 359 Seiten

Allein in diesem kurzen Zitat steckt jede Menge gedanklicher Sprengstoff: Wer die politische Gleichheit aller Bürger*innen Europas fordert, zeigt, dass eben diese Gleichheit nicht vorhanden ist; wer den Begriff „transnationales europäisches Regieren im Netzwerk“ verwendet, hat sich verabschiedet von der Idee der Nationalstaaten, die – je nach Gewicht der einzelnen Nation – mehr oder weniger Mitsprache haben. Wer schließlich davon schreibt, dass die Republik Europa sich am Gemeinwohl ausrichtet, sagt damit eben auch, dass das jetzige Europa andere Ziele verfolgt. Ulrike Guèrot strickt diese Grundgedanken weiter, vertieft sie, belegt sie mit Fakten und Zahlen; sie argumentiert klug und gewinnend, nimmt die Lesenden auf eine Reise durch ein heutiges und durch ein mögliches zukünftiges Europa mit, sorgt dabei für zahlreiche Aha-Effekte der Art: Warum ist mir das nicht aufgefallen? Warum habe ich daran nicht gedacht? Ach so funktioniert das? Oder: Ja, warum eigentlich nicht? Was hält mich davon ab, den Sachverhalt genau so zu sehen? Mit fortschreitender Lektüre stellt sich zudem mehr und mehr das Gefühl ein, dass die Utopie der Republik Europa, von der Ulrike Guèrot schreibt, gar nicht so abstrakt und theoretisch ist. Sie ist, und damit endet das Buch: „under construction“.

Aleida Assmann: Der europäische Traum. Vier Lehren aus der Geschichte.

Einen ganz anderen, aber nicht minder spannenden Ansatz verfolgt Aleida Assman in ihrem Buch, das 2018 erschienen ist. Im selben Jahr wurde der Autorin gemeinsam mit Jan Assman der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels zuerkannt. Heinrich Riethmüller, Vorsteher des Börsenvereins, der den Friedenspreis vergibt, würdigte die Preisträger*innen mit folgenden Worten: „Die Forschungen von Aleida und Jan Assmann sind Grundlagen dafür, wie eine moderne Gesellschaft aus der Vergangenheit lernen kann, um in Frieden und Freiheit leben zu können.“[1]

Und was hat Europa aus der Geschichte gelernt?

Für Aleida Assmann sind es die folgenden vier Lehren:

1 Erste Lehre: Friedenssicherung – Wie aus Erzfeinden kooperierende Nachbarn werden.

2 Zweite Lehre: Die (Wieder-)Herstellung von Rechtsstaatlichkeit oder der Umbau von Diktaturen in Demokratien.

3 Dritte Lehre: Historische Wahrheit und der Aufbau einer deutschen Erinnerungskultur.

4 Vierte Lehre: Die Wiederentdeckung der Menschenrechte.

Aleida Assmann: Der europäische Traum. Vier Lehren aus der Geschichte, C.H.Beck 2018, 208 Seiten

Aleida Assmann bringt in ihren Ausführungen zu diesen vier Lehren eine Perspektive ein, „die in historischen Darstellungen bisher noch nicht zum Tragen kommt, und das ist die Frage nach dem kollektiven Selbstbild der EU und nach der Rolle, die dabei die historische Erinnerung ihrer Mitgliedstaaten spielt oder noch spielen kann“ (S. 13). Gleichzeitig zeigt sie auf, dass genau diese vier Lehren den Kern der europäischen Identität bilden:

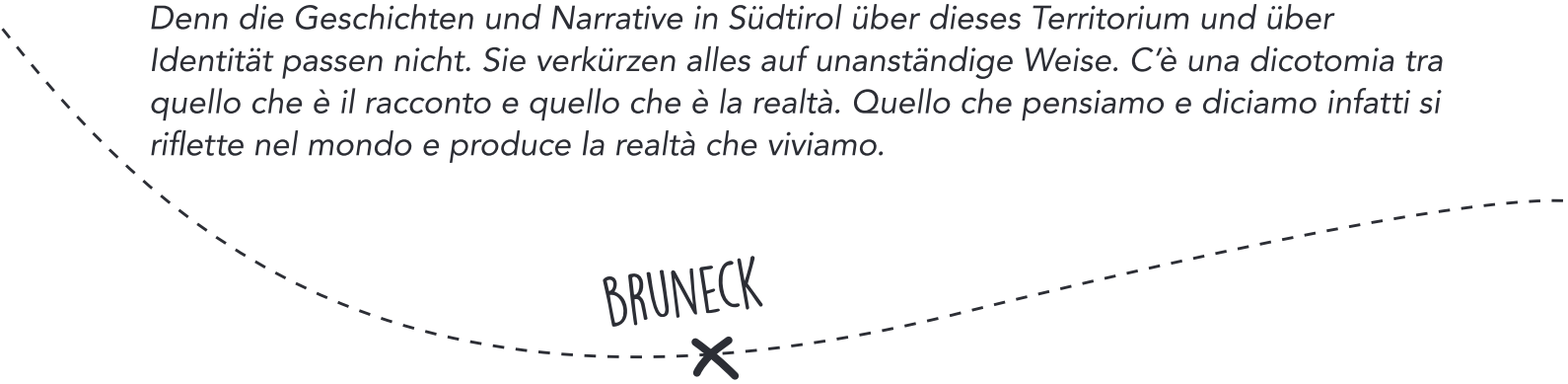
„Wir stehen heute an einem Scheideweg, an dem die EU ihre Identität aufkündigen und durch eine andere ersetzen kann. Dann wäre es aber nicht mehr derselbe Staatenverbund, der 1945 angetreten ist, um aus der Geschichte zu lernen. Die Alternativen, die sich heute an vielen Orten auftun, sind angetrieben von der Sehnsucht nach Einfachheit, Sicherheit und Abschottung in einer komplex gewordenen Welt. Hinzu kommt eine tiefe Sehnsucht nach Größe und Stolz der eigenen Nation. Beide Alternativen bedeuten eine Rückkehr ins 19. Jahrhundert und eine Aufkündigung des europäischen Projekts. … Ich schlage deshalb vor, die vier Lektionen, die die Europäer aus der Geschichte gelernt haben, als gemeinsames Erbe ins leere Zentrum des europäischen Sternenkreises hineinzuschreiben. Die Wirkkraft dieser Lehren hat sich keineswegs erschöpft. Als „europäischer Traum“ sind sie weiterhin zukunftstauglich und bilden die Grundlage für das unvollendete europäische Projekt, das es umzusetzen und weiterzuentwickeln gilt.“ (S. 188).

Wer an Europa glaubt, sollte dieses kluge Buch lesen, nicht nur weil es erhellende Einsichten liefert, sondern vor allem weil es unmissverständlich aufzeigt, was es in Europa auch weiterhin zu verteidigen gilt und wofür gerade in Zeiten wie diesen vehement einzutreten ist: für Frieden, Demokratie und Wahrung der Menschenrechte. Nicht umsonst ist das Buch „den Trägern und Stützen der Willkommenskultur“ gewidmet.

Free Heimat is not like free beer!

Diverkstatt: un laboratorio per pensare la diversità
Anna Gius, Julian Irschara, Matteo Da Col

Stammtischschreier und Lokalkaiser, Opportunisten und Gschaftlhuiber. Kitschige Geschichten von Ehre, Treue und ganz viel Stolz. Ein wenig Geschichtsrevisionismus und das ständige Verharren in der Opferrolle. Aufpolierte Traditionen und der Hang zum Proletentum auch weit unterhalb der zwei Promille-Grenze. Das alles, weil es halt so ist, weil man sich partout nicht mit diesem oder jenem auseinandersetzen will.
So haben wir sie oft erlebt - "unsere" Heimat. (Auch) das ist Südtirol. Uns passt das nicht. Denn die Geschichten und Narrative in Südtirol über dieses Territorium und über Identität passen nicht. Sie verkürzen alles auf unanständige Weise. C'è una dicotomia tra quello che è il racconto e quello che è la realtà. Quello che pensiamo e diciamo infatti si riflette nel mondo e produce la realtà che viviamo.



Scardinare i discorsi egemonici

Diverkstatt blickt heute auf mehr als fünf Jahre der Beschäftigung mit dem Thema Heimat zurück. Wir haben Bücher gelesen, diskutiert, Artikel geschrieben, fünf Jahre lang öffentliche Diskussionsveranstaltungen konzipiert und organisiert (...), unzählige Kneipengespräche mit den verschiedensten Menschen geführt und ein Kunstprojekt erarbeitet. Wir versetzten uns stets in neue Blickwinkel. Il filo conduttore che lega tutte queste esperienze, è la volontà di rendere percepibile la complessità ed occupare uno spazio pubblico di discussione sfidando la Deutungshoheit (traducibile come monopolio definitorio ed in un certo senso assimilabile alla potestas latina) che alcuni gruppi - apparentemente - hanno su questo termine. Wir wollten Sichtbarkeit schaffen und Menschen dazu aktivieren, mit uns gemeinsam nachzudenken und die Oberfläche aus vorgedachten Definitionen hinter sich zu lassen.

Selbstverständlich(e) Heimat

In gewisser Hinsicht sind wir heute noch immer da, wo wir begonnen haben: beim Unverständnis für einen Begriff, der in Südtirol so selbstverständlich verstanden wird und so selbstverständlich wichtig ist. Wo Selbstverständlichkeiten herrschen, sind Nachdenken und Fragenstellen zum Stillstand gekommen. Ein Stillstand, der dem Heimatbegriff in Südtirol innewohnt und für Ausschlüsse sorgt. Heimat produce identità, soggetti dotati di senso e funziona per lo più in maniera esclusiva riproducendo e difendendo privilegi storicamente acquisiti e ritenuti immutabili. L'esigenza della difesa, è propria di chi - a torto o a ragione - si sente minacciato. E questo,

ARCI

DIVERKSTATT

EST. 2015

per una comunità pregna di vittimismo, è altamente pericoloso perché preclude qualsiasi possibilità di cambiare lo status quo in funzione di un futuro diverso e, magari, condiviso. Gerade in Südtirol ist Heimat mit einem Verteidigungsauftrag verknüpft. Wir wollen die herrschende politische Doktrin des Auseinanderhaltens nicht mehr verstehen.

Was ist Heimat dann?

Anders als zuvor gesagt sind wir heute nicht mehr da, wo wir begonnen haben, denn entlang des Weges, den wir gegangen sind, begann sich abzuzeichnen, wie wir Heimat verstehen wollen.
Wir möchten keine Definition vorschlagen. Definitionen sind Festschreibungen und sie behaupten, wahr zu sein. Auseinandersetzungen über wahr und falsch bringen uns nicht weiter, sondern nur in uns allzu bekannte, endlose Grabenkämpfe. Am Ende stehen sich die verfluchte und die heilige Heimat verfeindet gegenüber.
Wir wollen Heimat anders verstehen, weil wir abseits dieser Gräben denken und handeln wollen. Das ist möglich, wenn wir unser Denken an einem anderen Ort beginnen lassen: Heimat ist immer eine Verbindung, eine Beziehung. Unabhängig, mit welcher Bedeutung der Begriff belegt wird, ist das, was damit realisiert wird, eine Form von Gemeinschaft. Nur in Verbindung mit anderen können wir Heimat wahrnehmen, sie ist immer schon geteilt und muss gemeinsam gestaltet werden.
Davon ausgehend geht es nicht mehr um richtig oder falsch, sondern vielmehr um die Frage, wie wir Gemeinschaft gestalten wollen, wie wir miteinander verbunden sein wollen.

Bisogna essere respons-abili

Ein Konzept, das für uns gut zu fassen vermag, wie Gestaltung abseits von Festschreibungen möglich ist, é quello della respons-abilità. Si tratta di un´idea di responsabilità che non implica la presenza della colpa, che è la benzina che nutre lo scontro etnico, ma che vuole sottolineare invece la capacità di operare in maniera proattiva, al fine di trovare soluzioni ai problemi che ci troviamo ad affrontare. Infatti non si tratta di una caratteristica passiva ma di una facoltà attiva di fornire stimoli e risposte nell'ambiente in cui ci si trova a vivere. Fare questo oggi vuol dire occuparsi di pluralizzare la società sudtirolese e

mettere in discussione il dominio discorsivo esercitato da alcuni suoi interpreti. Bisogna creare le condizioni per poter dire "di più" e permettere così alla società in cui viviamo di evolvere. Solo organizzando queste premesse saremo in grado di dare risposta ai nostri bisogni profondi di amore, solidarietà, collaborazione creativa e appartenenza.

Offener Prozess der Gestaltung

Wir wollen Gemeinschaft deshalb offen und aktiv gestalten. Gestaltungsfähigkeit besteht im Denken und im Handeln. Bisogna ri-mettersi in gioco. La respons-abilità di questa generazione sudtirolese è quella di imparare ad essere di nuovo giovani, indipendentemente dall'età anagrafica, e sperimentare nuovi modelli di convivenza. La capacità di pensiero autonomo, l'importanza della differenza come motore della bellezza e la curiosità per il mondo rivestono una grande importanza e sono i garanti della qualità del nostro sistema culturale, sociale e politico. Sperimentare e rimanere aperti al cambiamento potrebbe rivelarsi la mossa vincente per riuscire ad articolare le nostre relazioni sociali in maniera diversa da quanto fatto finora.

Verso il Sudtirolo del terzo millennio

Der Fokus auf Heimat als Konzept, das immer nur gemeinschaftlich erfahren werden kann, verhindert, Heimat statisch zu denken und entzieht sich den Definitionen dessen, was Heimat zu sein hat und was nicht, wer daran teilhaben darf und wer nicht. Denn als kollektiver Gestaltungsraum ist Heimat immer in Bewegung und weist immer über sich hinaus.
Heimat als Gestaltungsraum zu verstehen, in dem wir aktiv und offen unsere Verbindungen zu anderen ausbilden, erinnert uns daran, dass Heimat keine Antwort sein kann, sondern uns immer nur auf all die Fragen zurückwirft, die uns dazu auffordern, etwas zu tun, uns zu bewegen, uns auf den Weg zu machen. Ein Weg entsteht erst, wenn man ihn geht. Wir können heute noch nicht wissen, wo er uns hinführt. Es kann also weniger von einem Ziel als von einer Richtung die Rede sein: il Sudtirolo del terzo millennio.
Abbiamo la necessità di pensare a nuove vie e per fare ciò dobbiamo smetterla fin da subito di riproporre vecchie ricette per questioni nuove e complesse. Nel Sudtirolo del terzo millennio deve sparire la retrotopia (ma non la storia) e si deve riuscire finalmente a disegnare insieme qualcosa che non sia la semplice e continua rievocazione revanscista del passato, con tanto di applausi e attacchi reciproci.

Non serviamo

Wer sich hier fertige Lösungen erwartet hat, wird enttäuscht sein. Free Heimat is not like free beer!, sie ist nichts, das einfach konsumiert werden kann. Sie muss geschaffen und gestaltet werden und niemand anderes kann das tun als wir alle gemeinsam. Siamo perfettamente consci del fatto che siamo potenzialmente inutili e non serviamo. Di questo siamo felici perché servire è una cosa che fanno i sudditi, noi invece siamo cittadini.

Wir, das sind nicht nur die drei Autor*innen. Wir, das ist Diverkstatt. Ein Kulturverein mit Sitz in Bruneck. Gründungsjahr 2015. Der Verein organisiert Diskussionsveranstaltungen zu Heimat, sozialem Wandel, Südtiroler Geschichte und Gesellschaft. Er ist Herausgeber des Buchs "Italiani a Brunico", Organisator vom "Roots and Wings Festival" und des "InnenHood" beim Stadtfest Bruneck 2019.
L´associazione sostiene attivamente la pluralità culturale pusterese attraverso dei percorsi cinematografici e teatrali in diverse lingue.
Quando abbiamo scelto il nome Diverkstatt - che è una fusione delle parole diverso e Werkstatt - abbiamo creato una parola nuova che descrive qualcosa che prima non c´era. Quel qualcosa è una comunità plurale che legge la realtà nella stessa maniera pur appartenendo a gruppi etno-linguistici differenti.

Un viaggio alla scoperta del populismo

von Francesca Tonetti

Dank der YoungCaritas in Europe und Erasmus+ erlebten über 70 junge Erwachsene aus 6 verschiedenen Ländern eine unvergessliche Woche an der Adria. Der Hauptgrund war aber nicht, das letzte Sommerwetter zu genießen, sondern sich aktiv Gedanken über die politische Situation in Europa zu machen.

Thema der Summer University 2019 der Young Caritas war der Populismus und seine Populist*innen. Sie schaffen einen gemeinsamen Feind, vereinfachen die Probleme der Gesellschaft und erreichen so eine immer breitere Masse. Dabei können sich in jedem Land das „wir“ und der Feind immer wieder verändern.

6 Länder, 1 Meinung

75 Jugendliche aus 7 Ländern saßen im großen Saal der Kolonie in Caorle und warteten gespannt… auf die Vorstellungsrunde natürlich! Jeder wollte wissen, mit wem er die nächsten Tage diskutieren und sich austauschen wird. Studierende aus Deutschland und Österreich, einige Mitarbeiter*innen der Young Caritas aus Frankreich, Kindergärtner*innen aus Slovenien, zukünftige Politiker*innen aus Luxemburg, ein Flüchtling auf Arbeitssuche aus Italien, verbunden durch eine einzige Meinung: Der Populismus in unseren Ländern zerstört Europa und seine ursprünglichen Werte!
Wir kamen aus den unterschiedlichsten Orten, verwendeten Englisch als gemeinsame Sprache, arbeiteten oder studierten in völlig verschiedenen Branchen und dennoch waren wir einer Meinung: Es liegt auch in unseren Händen, etwas gegen eine weitere Verbreitung des Populismus zu tun. Nur wie?

Fakten statt Gefühle

Und da kam Nina Horaczek ins Spiel. Nina ist eine österreichische Journalistin und Chefreporterin der Wiener Zeitung Falter. Sie war die Vortragende bei der Summer University und somit unsere „Fachfrau“. An zwei Vormittagen erzählte sie uns einiges aus ihren Büchern (Mit Claudia Reiterer: HC Strache. Sein Aufstieg. Seine Hintermänner. Seine Feinde. Ueberreuter, Wien 2009;
mit Sebastian Wiese: Handbuch gegen Vorurteile. Von Auschwitzlüge bis Zuwanderungstsunami. Czernin, Wien 2011, mit Walter Ötsch: Populismus für Anfänger. Anleitung zur Volksverführung. Westend Verlag, Frankfurt 2017) und erklärte uns die Verhaltensmuster, die hinter jedem erfolgreichen Populisten stecken. Das wichtigste Erkennungsmerkmal sei die Unterteilung in zwei sich gegenüberstehende Gruppen. Es geht immer um ein Wir gegen die Anderen, die Außenstehenden, die Feinde. Aber wer ist dieses Wir? Das war unser erster aktiver Workshop. In Kleingruppen aufgeteilt in Italiener, Deutsche, Österreicher,

Luxemburger, Franzosen und Slowenen sollten wir das Wir definieren. Es fiel uns gar nicht so einfach. Das Resultat war dann doch sehr erstaunlich: In jedem Land war das Wir unterschiedlich und es hatte sich sogar innerhalb der jeweiligen Länder im Laufe der Zeit verändert. Dabei ist jedoch der Feind deutlich wichtiger, der gemeinsame Feind, der dann zum Opfer wird. Klingt irgendwie nach einem altbekannten Muster, nicht wahr? Auch in Südtirol wurde dieses Phänomen beobachtet. Im Zuge der letzten Landtagswahl war die Lega in Südtirol die stärkste italienischsprachige Partei. Wie sich nachher herausstellte, hatten viele deutschsprachige Südtiroler*innen aus kleineren Dörfern ihre Stimme der Lega gegeben. Aus Angst vor dem gemeinsamen Feind: den Flüchtlingen - ohne dabei zu bedenken, dass gleich an zweiter Stelle der Liste der Feinde der Lega sprachliche Minderheitsgruppen bzw. Autonomien standen. Genau diese Angst, dieses gemeinsame, allgegenwärtige Gefühl ermöglicht es den anführenden Populist*innen so viele Unterstützer*innen für sich zu gewinnen. Deshalb erinnerte uns Nina Horaczek während der Diskussionen immer wieder daran, wie wichtig es ist, sich über mehrere Kanäle zu informieren. Die Fakten sprechen zu lassen und nicht „aus dem Bauch heraus" Meinungen abzugeben.

Einflussreiche Witzfiguren

Am zweiten Tag erfuhren wir noch mehr über Marie Le Pen und ihr Rassemblement National, Matteo Salvini und seine Lega, Hans-Christian Strache und seine FPÖ, Viktor Orban und seine Fidesz, Alexander Gauland und die AfD. Nina las uns einige Zitate aus Zeitungsartikeln, Twitter - Meldungen oder Facebookeinträge vor und schilderte dazu den Kontext, aus dem sie entstanden waren. Dabei fielen sehr unmoralische, unmenschliche und sogar absurde Worte. Genau diese Worte sollten uns inspirieren. Am Nachmittag kreierten wir dann unseren „eigenen" Populisten. Innerhalb einer gespielten Tv-Show hatten sie 5 Minuten Zeit, ihre Ideen, Werte, Feinde und Freunde vorzustellen. Ziel war es möglichst viele „Wähler" zu überzeugen. Der Sieger bei der fiktiven Wahl war schließlich der Italiener Salvatore Rossi. Er wollte die Italiener*innen zur ursprünglichen, wahren Küche zurückführen, ohne türkischen Kebap, pakistanischer „pizza al taglio" oder japanischem Sushi - „Stop Cous Cous, rivogliamo le lasagne!" war sein Slogan. Alles frei erfunden und so absurd, dass es fast wieder wahr sein könnte. Als Populist*in muss man nur seine Aussagen oft genug wiederholen dann fangen die Leute an, alles zu glauben. Dabei wird dann oft vom wahren Problem abgelenkt und so weit vereinfacht, bis vergessen wird, was es war. Noch dazu sucht man meist eine*n Schuldige*n, auf die/den man den Finger richtet und als Quelle alles Bösen sieht. Alle Populist*innen ziehen immer wieder dieselbe Masche ab und trotzdem merkt ein großer Teil der Bevölkerung nicht, dass sich die Geschichte immer wieder wiederholt. Sie werden eingelullt von den vielen Nachrichten und denken nicht mehr mit dem eigenen Kopf. Zu viele, die mit dem eigenen Kopf denken würden und sich des Problems vielleicht bewusst sind, agieren nicht. Aus Überzeugung, dass so etwas absurdes gar nicht passieren kann. Ich kann mich noch genau erinnern, als bekanntgegeben wurde, dass Donald Trump für den Posten als US- Präsident kandidierte und viele aus meinem Freundeskreis es für einfach unmöglich hielten, dass ein solcher Mensch jemals gewählt werde. Und siehe da, es ist passiert.

Es liegt (auch) in unseren Händen

Abschließend versammelten wir uns am Samstag noch einmal im großen Saal und versuchten zu verstehen, wie es denn möglich sei, dass in so vielen Ländern in Europa, aber auch außerhalb, der rechte Populismus so stark ist. Wir kamen zur Erkenntnis, dass Unzufriedenheit, Armut, Chancenlosigkeit und allen voran die Angst vor dem Ungewissen den Menschen dazu verleiten bösartige Dinge zu tun. Anders kann man gewisse Handlungen nicht erklären. Wir sollten in der ganzen Geschichte auf keinen Fall nur stumme Zuschauer*innen sein. Zuhören, nachdenken, mit Fakten kontern, Wahrheiten verbreiten und dem eigentlichen Problem in die Augen sehen. Nicht irgendeinen Fremden als Feind abstempeln, sondern auf ihn zugehen. Solange wir ihn aus der Ferne oder durch einen Bildschirm beobachten, wird er immer ein Fremder bleiben. Wir sollen uns informieren und dann trauen, diese Informationen zu teilen ohne jemals zu vergessen, auch dem anderen zuzuhören. Wir sollen nicht warten, bis jemand anderes für uns diese Arbeit erledigt.
Sprecht es mit Freunden, in der Familie, bei der Arbeit oder in der Uni an und lasst uns gemeinsam wieder an einem offenen Europa arbeiten. Diese Summer University hat mich wieder daran erinnert, wie wichtig die Stimme eines/einer jeden Einzelnen von uns ist!

20 Jahre Bologna: Ein Aufbruch oder doch der Anfang vom Ende?

von Manuel Gruber

Bologna, 19. Juni 1999: „Wir bekräftigen unsere Unterstützung der in der Sorbonne-Erklärung dargelegten allgemeinen Grundsätze, und wir werden unsere Maßnahmen koordinieren, um […] auf jeden Fall […] innerhalb der ersten Dekade des dritten Jahrtausends, die […] Ziele, die wir für die Errichtung des europäischen Hochschulraumes und für die Förderung der europäischen Hochschulen weltweit für vorrangig halten, zu erreichen". Salzburg, Ende Juli 2020: Was waren die Hintergründe und Ziele dieser Bologna-Erklärung, wo stehen wir aktuell und wohin wird die Reise gehen?

BOLOGNA

Die 1088 als älteste Universität Europas gegründete Universität Bologna und die alte französische Sorbonne-Universität, die in Folge der Studierendenproteste von 1968 in mehrere Universitäten zerbrach, waren und sind pulsierende Wissenszentren in Europa, aber nicht nur. Mit ihnen ist auch unmittelbar ein Prozess verbunden, der bis heute die Hochschulen in Europa und im gesamten europäischen Hochschulraum prägt. Richtig gelesen: Von der Pazifikgrenze Russlands bis nach Französisch-Guayana an der südamerikanischen Atlantikküste – insgesamt 48 Länder also. Es ist die Rede vom Bologna-Prozess, bei dem es sich laut Wikipedia-Definition um eine auf eine europaweite Vereinheitlichung von Studiengängen und -abschlüssen und die internationale Mobilität der Studierenden zielende transnationale Hochschulreform handelt. Diese hat das Ziel der Schaffung eines einheitlichen Europäischen Hochschulraums.

Gemeinsame Wertebasis

Doch der Weg dahin ist lang: 900 Jahre nach der Gründung der Universität Bologna treffen sich 1988 – ein Jahr trennt der eiserne Vorhang noch Europa – rund 400 Rektor*innen und Präsident*innen von Hochschulen und unterschreiben die Magna Charta Universitatum. Sie legt grundlegende Prinzipien des universitären Lebens fest und soll die Idee der humanistischen Universität schützen. Als Grundsätze gelten dabei die Unabhängigkeit der Institutionen, die akademische Freiheit sowie die Untrennbarkeit von Forschung und Lehre und ihre moralische und intellektuelle Unabhängigkeit von politischen und ökonomischen Einflüssen. Betont wird in der Erklärung – mittlerweile von fast 900 Universitäten unterschrieben – auch die notwendige intensive Förderung des Informationsaustausches von Forschungsergebnissen und der Mobilität von Lehrenden und Studierenden zwischen den europäischen Universitäten.

Optimismus in der Geburtsstunde

Ein entscheidender Schritt dahin wird 1997 mit der Lissaboner Konvention gelegt – in der Fachsprache auch " Übereinkommen über

die Anerkennung von Qualifikationen im Hochschulbereich in der europäischen Region" genannt. Mit diesem sollen zukünftig Anerkennungen von Hochschulqualifikationen zwischen den einzelnen Ländern erleichtert werden. Zum 800. Gründungsjubiläum der Sorbonne treffen sich ein Jahr später die Bildungsminister Frankreichs, Deutschlands, Italiens und des Vereinigten Königreichs im Mai 1998 und beschließen die Sorbonne-Erklärung (Gemeinsame Erklärung zur Harmonisierung der Architektur der europäischen Hochschulbildung). Sozusagen den Initialzünder für den Bologna-Prozess. Ohne rechtliche Bindung und rein freiwillig waren sie überzeugt, dass Europa eine gemeinsame Architektur seiner Hochschulsysteme benötigt. Die Harmonisierung sollte sich dabei vor allem auf akademische Abschlüsse und Studienzyklen beziehen; das aus dem angelsächsischen Raum stammende zweiphasige Studiensystem mit einem "undergraduate" und einem "graduate"-Zyklus soll auch in den anderen Ländern umgesetzt werden. Jenen, die sich widersetzen, drohen in dieser auch wirtschaftlich prosperierenden Zeit Wettbewerbsnachteile. Insgesamt ist es eine Zeit des Optimismus, der Hoffnung und des Fortschrittes in den 1990er Jahren. Nach dem Ende des Kalten Krieges, dem Fall des Eisernen Vorhanges und des vermeintlich endgültigen Sieges der Demokratie hatte der US-Politikwissenschaftler Francis Fukuyama vom Ende der Geschichte gesprochen.

Das Kind ist da

Und so ist am 19. Juni 1999 die Bologna-Erklärung der nächste notwendige Schritt in der Geschichte des europäischen Hochschulsystems, um die Vereinheitlichung weiter voranzutreiben. So wurden darin folgende Ziele festgehalten:

- die Förderung der europäischen Dimension in der Hochschulausbildung (z.B. in Bezug zur Curriculumsentwicklung, der Zusammenarbeit zwischen Hochschulen, Mobilitätsprojekten und Studien-, Ausbildungs- und Forschungsprozessen)
- die Förderung der Mobilität von Studierenden und Lehrenden: etwa durch die Ermöglichung des Zugangs zu Studien- und Ausbildungsangeboten
- die Förderung der europäischen Zusammenarbeit bei der Qualitätssicherung (z.B. vergleichbare Kriterien und Methoden)
- die Einführung eines Leistungspunktesystems
- die Einführung eines zweistufigen Systems von Studienabschlüssen: dreijähriger Bachelor + zweijähriges aufbauendes Masterstudium
- die Einführung eines Systems leicht verständlicher und vergleichbarer Abschlüsse und eines Diploma supplements, um die arbeitsmarktrelevanten Qualifikationen der europäischen Bürger*innen ebenso wie die internationale Wettbewerbsfähigkeit des europäischen Hochschulsystems zu fördern.

Diese Ziele sollten in den ersten zehn Jahrzehnten des neuen Jahrtausends umgesetzt werden, um einen europäischen Hochschulraum zu verwirklichen. Zur Unterstützung, Überwachung und Anpassung an die sich unaufhörlich wandelnden Anforderungen hat man mit der feierlichen Erklärung auch gleich festgehalten, sich wiederholt treffen zu wollen, und das spätestens nach zwei Jahren wieder. So bauen das Prager Communiqué (2001), das Berliner Communiqué (2003), das Bergener Communiqué (2005), das Londoner Communiqué (2007) und das Leuven Louvain-la-Neuve Communiqué auf die Erklärung auf. Und weil der Prozess doch bis 2010 nicht abgeschlossen werden konnte, folgten 2010 die Budapest-Vienna Declaration, 2012 das Bucharest Communiqué, 2015 das Yerevan Communiqué und zuletzt 2018 das Communiqué von Paris. Im November dieses Jahres, vom 18. bis 20. November 2020, kehren die Minister*innen und Vertreter*innen aus dem europäischen Hochschulraum nach Italien zurück, um in Rom über die Zukunft des Bologna-Prozesses zu beraten.

Neue Themen auf der Großbaustelle

Von den ursprünglich vier Staaten, die eine verstärkte Zusammenarbeit erklärten, ist man mittlerweile auf 48 Staaten auf der „Großbaustelle" des Europäischen Hochschulraums (EHEA) angewachsen. Angewachsen ist damit auch die Anzahl der Akteur*innen und der Themen. So wurde der Reformprozess zunehmend zu einer Kombination aus Instrumenten/Tools, die die Vergleichbarkeit und die Mobilität erleichtern sollen (technischer Natur, z.B. ECTS oder Diploma Supplement), aus der Promotion von innovativen hochschuldidaktischen Ansätzen (Digitalisierung, studierendenzentriertes

Lehren und Lernen, Lernergebnis-Orientierung) und politischen und gesellschaftlichen Stellungnahmen (Krisen, Umgang mit Migrant*innen usw.).
Insbesondere im Yerevan-Communiqué 2015 steht die Rolle der Hochschulbildung in der Bekämpfung der in den in den Vorjahren beobachtbaren Verschlechterung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen durch Wirtschaftskrisen im Vordergrund. Daneben galt es den neuen demographischen Herausforderungen und der gleichzeitigen rasanten Entwicklung unserer Wissens- und Technologiegesellschaft zu begegnen. Auch im Abschluss-Dokument der Paris-Konferenz 2018 wird davon gesprochen, dass die Minister*innen „commit to developing policies that encourage and support higher education institutions to fulfil their social responsibility and contribute to a more cohesive and inclusive society through enhancing intercultural understanding, civic engagement and ethical awareness, as well as ensuring equitable access to higher education." Gleichzeitig erfahren die Minister*innen in Paris ein "back to the roots"-Erlebnis und setzen wieder verstärkt auch auf die originären Themen des Bologna-Prozesses: Studienarchitektur, Anerkennungen, ECTS, Qualifikationsrahmen und Qualitätssicherung. Wohl auch deshalb, weil vieles von dem, was man sich in den letzten Jahren vorgenommen hat, final noch nicht umgesetzt wird auf der Großbaustelle. Man einigt sich aber auch, verstärkt auf die Kooperation und den Austausch von innovativen Lehrerfahrungen zu setzen, sowie neben den bestehenden zwei „Cycles" des Studiensystems (Bachelor, Master/PhD) einen „short cycle" vorzuschalten.

Nationalstaaten an den Schaltknöpfen

Auf dieser europäischen Großbaustelle wird aber nicht nur bei verschiedenen Themen geschraubt und gebohrt, sondern auch eine Reihe an Baumeister*innen sind mit am Werk. Da es sich beim ganzen Bologna-Prozess um freiwillige Absichtserklärungen der einzelnen Staaten handelt, spielen die jeweiligen Minister*innen und sonstigen Staatsvertreter*innen sozusagen als Bauherr*innen auf der Großbaustelle eine entscheidende Rolle. Sie entscheiden in den Erklärungen und Communiqués, welche Schwerpunkte gelegt werden und wohin die Reise gehen soll. Hier erscheinen parteipolitische Konstellationen und Mehrheitsverhältnisse weniger Einfluss zu haben. Vielmehr ist im gesamten Prozess eine Konsenskultur feststellbar, ebenso wie die zentralen Akteur*innen nicht die Minister*innen ad personam sind, sondern vielmehr die Beamt*innen in den einzelnen Ministerien.
Auf der europäischen Ebene agieren die Minister*innen und die Nationalstaaten also nicht alleine, sondern sind im Kontext mehrerer bereichsübergreifender Institutionen wie der Europäischen Kommission, dem Europarat und der Unesco zu sehen, und bringen auch über diese ihre nationalen Ansichten ein. Aber auch bei der nationalen Umsetzung von Bologna sind die Minister*innen entscheidend: Abhängig von den nationalen Kräfteverhältnissen und den Traditionen im nationalen Hochschulsystem ergibt sich eine kleinere oder größere Teil-Baustelle auf der Großbaustelle. Dementsprechend kann die Umsetzung von Bologna auch entsprechend unterschiedlich aussehen.

Studierende, Uni-Leitung, Wirtschaft – wer will mitreden?

Bereits 1999 war der Prozess nicht nur durch die jeweiligen nationalen Minister*innen getrieben, sondern ein halbes Dutzend an bildungspolitischen Akteur*innen und ihrer Zusammenschlüsse bringen sich als Bauarbeiter*innen auf der Großbaustelle ein: von den Universitäts- und Hochschulleitungen und den an den Hochschulen Beschäftigten über die Studierenden und die Qualitätssicherungsagenturen bis hin zu den am Bauergebnis stark interessierten Wirtschaftsvertreter*innen. Alle bringen über ihre Interessensvertretungen, die sich auf europäischer Ebene etwa als European University Association oder als European Students Union organisiert haben, die jeweiligen zielgruppen-spezifischen Interessen auf Ebene des Europäischen Hochschulraumes ein. Insbesondere auch in der praktischen Tätigkeit an den einzelnen Hochschulen treffen die einzelnen Akteur*innen aufeinander. Hier besteht nicht nur Raum zur Umsetzung europäischer und nationaler Bologna-Vorgaben, sondern auch um Bologna-Themen an der eigenen Hochschule real werden zu lassen und so als Best practices auf die nationale und europaweite Koordination zurückzuspielen.

Bologna aus studentischer Perspektive: Wo wir stehen

Bei all den Themen und Akteur*innen wird immer wieder Kritik an der nach wie vor unvollständigen Umsetzung des Bologna-Prozesses und der

Interessen aller involvierten Akteur*innen geübt. Aus Studierenden-Perspektive ergeben sich hier eine Reihe von Punkten, in denen der Prozess nach wie vor Probleme und Mängel aufweist. So ist, auch aus Sicht der europäischen Studierendenvertretung ESU, die Aufstockung der finanziellen Unterstützung des Hochschulwesens unerlässlich. Nur so kann es möglich sein, dass eine heterogenere Gruppe von Studierenden Zugang zu Hochschulbildung bekommt und diese auch abschließen kann, ebenso um die Mobilität von Studierenden und Lehrenden zu erhöhen. Eines der zentralen Hindernisse für ein Auslandsjahr oder -semester ist jedoch die finanzielle Situation der Studierenden: Viele Studierenden müssen neben dem Studium arbeiten – das Aufgeben von Job und Mietwohnung um vielleicht ein paar Monate von Salzburg nach Groningen zu gehen, muss erstmal finanziell geschaukelt werden. Finanziell, aber auch als Idee nach wie vor nicht an den einzelnen Hochschulen gelebt bzw. gleichwertig gelebt, wird das Prinzip des Studierendenzentrierten Lehren und Lernens, das über die Jahre, spätestens wohl mit Yerevan-Communiqué, auch im Bologna-Prozess Eingang gefunden hat. Dabei geht es zum einen um die Schaffung von inspirierenden und unterstützenden Lernumgebungen (innovative Lehr- und Lernmethoden, digitale Technologien, Lehrinhalte, Lehre mit hoher Qualität, usw.) und die Flexibilisierung der Studienpläne (z.B. in Hinblick auf ECTS, Mobilität, Anerkennung, Qualifikationsrahmen), zum anderen aber auch um Individualität, Interaktivität und Mitbestimmung. Themen also, die durchaus Themen im Bologna-Prozess sind.

Baustelle Anerkennung und ECTS-Punkte

Auch einer der zentralen Punkte im Bologna-Prozess scheint selbst nach 20 Jahren noch ungelöst die Anerkennung von Qualifikationen. Insbesondere auf die große Komplexität von Anerkennungsprozeduren und die fehlende Transparenz wird etwa im Bericht der europäischen Studierendenvereinigung 2018 anlässlich des Paris-Communiqués verwiesen, wobei die Anerkennung insbesondere außerhalb von Mobilitätsprogrammen (z.B. Erasmus) sehr schwierig sei. Fehlendes Vertrauen zwischen den einzelnen Nationalstaaten und die Nicht-Umsetzung von Mechanismen in Ländern machen eine automatische Anerkennung von formalen Qualifikation vielfach bis heute nahezu unmöglich, ebenso wie die Anerkennung früherer Lernerfahrungen („recognition of prior learning“) bis heute in vielen Staaten sehr schwierig ist. Auch bei der Vergabe von Leistungspunkten für die Lernergebnisse haben die ECTS-Punkte nach wie vor mit Ecken zu kämpfen: Nicht überall ist ein ECTS-Punkt mit gleich viel Arbeitsaufwand verbunden – da wird der Vergleich von Studienabschlüssen nicht gerade erleichtert.

Quo vadis Bologna?

Vom 18. bis 20. November 2020 werden die Minister*innen in Rom also genug zu besprechen haben. Nicht nur, dass „Bologna“ nach 20 Jahren wieder nach Italien zurückkehrt, geht es einmal mehr um die große Frage: Wie geht´s weiter mit dem Bologna-Prozess? Denn mit Treffen in Rom ist die zweite Bologna-Dekade offiziell abgeschlossen, eine dritte Dekade könnte dort beschlossen werden oder

auch nicht.
Was genau passiert, ist zum heutigen Zeitpunkt nicht prognostizierbar – mögliche Szenarien wären aber potentiell denkbar:

1

Stillstand: Die Akteur*innen einigen sich auf keine neuen Ziele zur Vertiefung der Kooperation und zur Implementierung des Prozesses. Damit würde Bologna wohl noch ein paar Jahre weiterlaufen, fortlaufend an Bedeutung verlieren und möglicherweise mit einer großen Feier offiziell abgeschlossen werden.

2

Revitalisierung des Bologna-Prozesses und des Europäischen Hochschulraumes, indem diese durch neue Dynamiken neuen Schwung erhalten. Denkbar wäre etwa eine politische Revitalisierung, indem Staaten wieder ein vermehrtes politisches Interesse für bestimmte Ziele verfolgen, eine technokratische Revitalisierung (z.B. Errichtung von Unterstützungseinrichtungen für die technischen Umsetzung der komplexen, bisher formulierten Ziele) oder eine Kombination aus beiden.

3

Transformation hin zu einem Two-Speed-Prozess, bei dem sich bestimmte Länder schneller zu Reformen und weiterer Integration verpflichten als andere, oder die weitere Transformation Bolognas zu einem offenen, kreativen Raum, in dem die unterschiedlichen bildungspolitischen Akteur*innen sich austauschen

und von einander lernen können.

Der Europäische Hochschulraum in Gefahr?

Oder es läuft komplett in die andere Richtung? Aktuell läuft nämlich seit 2019 die Pilotphase der sogenannten European Universities-Initiative. Diese European Universities sollen eine neue Form der Kooperation zwischen Hochschuleinrichtungen darstellen, mit dem langfristigen Ziel die Exzellenz des Europäischen Hochschulraumes zu stärken, die European Education Area zu verwirklichen und zu einem europäischen Abschluss zu führen. Bis 2024 sollen rund 20 European Universities, sprich Netzwerke bzw. Cluster an Hochschulen innerhalb des Erasmus-Raumes, entstehen, die von der Europäischen Kommission über einen dreijährigen Unterstützungszeitraum jeweils fünf Millionen Euro erhalten sollen. Entgegen dem Bologna-Prozess und dem entstandenen europäischen Hochschulraum besteht hier also die Gefahr, dass sich ein zweistufiges europäisches Hochschulsystem bildet: Zum einen die gut finanzierten auf Exzellenz ausgerichteten European Univerisities und zum anderen außeruniversitäre Einrichtungen und weniger bekannte oder gut finanzierte Universitäten, die um ihre Existenz fürchten müssen.
Und auch in den Schlüsselprinzipien nimmt man bei den European Universities – wie der Blick in die Informationsmaterialien der Europäischen Kommission – Abschied von Themen wie der sozialen Dimension der Studierenden, der Qualitätssicherung und der Mitbestimmung der Studierenden, die im Bologna-Prozess zentral waren und sind. Vielmehr geht es um:
Ob dies die Zukunft des Europäischen Hochschulraumes und damit der Idee von Bologna sein kann, bleibt zweifelhaft und ungewiss. Wenn sie es sein soll, dann ist die Idee des Europäischen Hochschulraumes, von Bologna, der Magna Charta Universitatum gescheitert. Es regieren dann wohl endgültig Exzellenz, reine Profitorientierung und die bloße Bereitstellung von Produktivkräften für ein kapitalistisches Wirtschafts- und Gesellschaftssystem. Welch düstere Dystopie.

Alliances need a long-term strategy focused on sustainability, excellence and European values

Cooperating partners should come from different parts of Europe

Students can design their own curricula leading to a European Degree

Enhanced mobility for students and joint research projects for academic staff

Students, academics and external partners cooperate in teams covering different disciplines to tackle big issues (such as climate change, sustainable agriculture) Europe is facing today

The survival of the fittest

von Silvia Obwexer

Unsere Welt verändert sich kontinuierlich. Und wir ändern uns mit ihr: Wir nutzen innovative Technologien, schließen neue Freundschaften, entdecken unbekannte Orte. Doch alles Neue macht auch Angst. Viele verschließen sich vor dem Anderen, kapseln sich ab und wollen nichts damit zu tun haben. Und genau hier können wir junge Menschen ein Zeichen setzen. Denn: Nur wer sich anpasst, überlebt!

Vor kurzem bin ich in eine neue Stadt gezogen. In eine neue Wohnung. Studiere an einer neuen Uni. Und habe neue Straßen, Plätze und Gassen kennengelernt. Und doch: Bereits nach zwei Tagen schlage ich meinen üblichen Weg ein, um ins Zentrum zu kommen. Wenn ich einkaufen gehe, dann nur in „meinen“ Supermarkt. Und falls ich bei Regen den Bus nehmen muss, dann nur die Linie 19. Es hat mich wieder einmal überrascht, wie schnell man sich an eine unbekannte Umgebung gewöhnt und seinen persönlichen Rhythmus findet.

Segel setzen

Für dieses Phänomen gibt es eine einfache Erklärung: Wir Menschen sind Gewohnheitstiere. Wir gehen lieber den üblichen Weg, als eine neue und unbekannte Straße einzuschlagen. Wenn wir einen anderen Weg gehen, dann bedeutet das mehr Aufwand, mehr Denkarbeit und Energieverbrauch. Deshalb bleiben wir lieber dort, wo wir sind. Gehen lieber zum Bäcker bei dem wir schon von Kindesbeinen an einkaufen. Und wehe jemand ändert in meinem Supermarkt die

Anordnung der Produkte – wie soll ich dann meine Lieblings-Nudelmarke wiederfinden?

Volle Kraft voraus

Unsere Natur würde es daher vorsehen, dass wir immer alle am gleichen Fleck bleiben, den gleichen Weg gehen und Veränderungen vermeiden. Doch warum habe ich mich dann dazu entschieden, an einen neuen Ort zu ziehen? Ich war schon für meinen Bachelor in einer unbekannten Stadt, und zwischendrin ein Semester auf Erasmus. Und doch: Irgendetwas in mir hat mich dazu bewegt, für ein neues Abenteuer aufzubrechen. Genau dieses aufregende Gefühl im Bauch, dieser Wunsch nach Ungewissheit und Neuem macht uns junge Menschen zu etwas Besonderem. Wir können nicht immer die gleiche Route nehmen, statisch und unverändert bleiben. Wir müssen uns laufend verändern.

Die frische Brise genießen

Veränderungen sind wie eine Achterbahn: Jede*r kennt das Gefühl kurz vor dem Loslassen der Bremse auf dem höchsten Punkt des Loopings. Man sieht nur den Himmel, kann nur erahnen, was nach dem Hügel kommt. Mit angehaltenem Atem versucht man sich mental auf die ungewisse Abfahrt vorzubereiten. Bei anstehenden Veränderungen befinden wir uns genau dort oben: Wir wissen, dass es Spaß machen wird – aber haben keine Ahnung, ob die Kurve nach dem ersten Looping nach rechts oder nach links gehen wird. In diesem Moment möchte man am liebsten hinunter auf den Boden, zurück in seine sichere Blase. Aber das geht nicht. Einmal angeschnallt gibt es kein Zurück!

Allen Wettern zum Trotz

Wir leben heute in einer Welt, die sich rasant verändert. Facebook ging im Jahr 2004 online, und heute nutzen es weniger als fünf Prozent der Jugendlichen unter 17 Jahren. Die jungen Leute verbringen ihre Zeit lieber auf Instagram oder – seit neuestem – auf TikTok. Durch die Digitalisierung geht alles schneller: E-Mails checken, auf WhatsApp der besten Freundin antworten und gleichzeitig die neuesten Nachrichten aus China, Namibia oder

Argentinien verfolgen. Wir haben heutzutage Zugriff auf Informationen aus aller Welt. Beobachten das Geschehen in uns fremden Ländern aus sicherer Entfernung. Doch was passiert, wenn diese Welt auf einmal bei uns ihren Platz finden möchte? Menschen aus anderen Ländern zu uns kommen und Schutz suchen? Dann müssen wir uns anpassen, flexibel sein und unsere sichere Blase verlassen.
Viele Menschen haben Angst vor solchen Veränderungen. Nicht alle können den Achterbahn-Moment genießen und den Drang zu flüchten unterdrücken. Viele ziehen sich zurück, kapseln sich ab und lassen nichts Neues an sich heran. Doch das ist gefährlich: Wir können uns nicht vor Veränderungen verstecken.

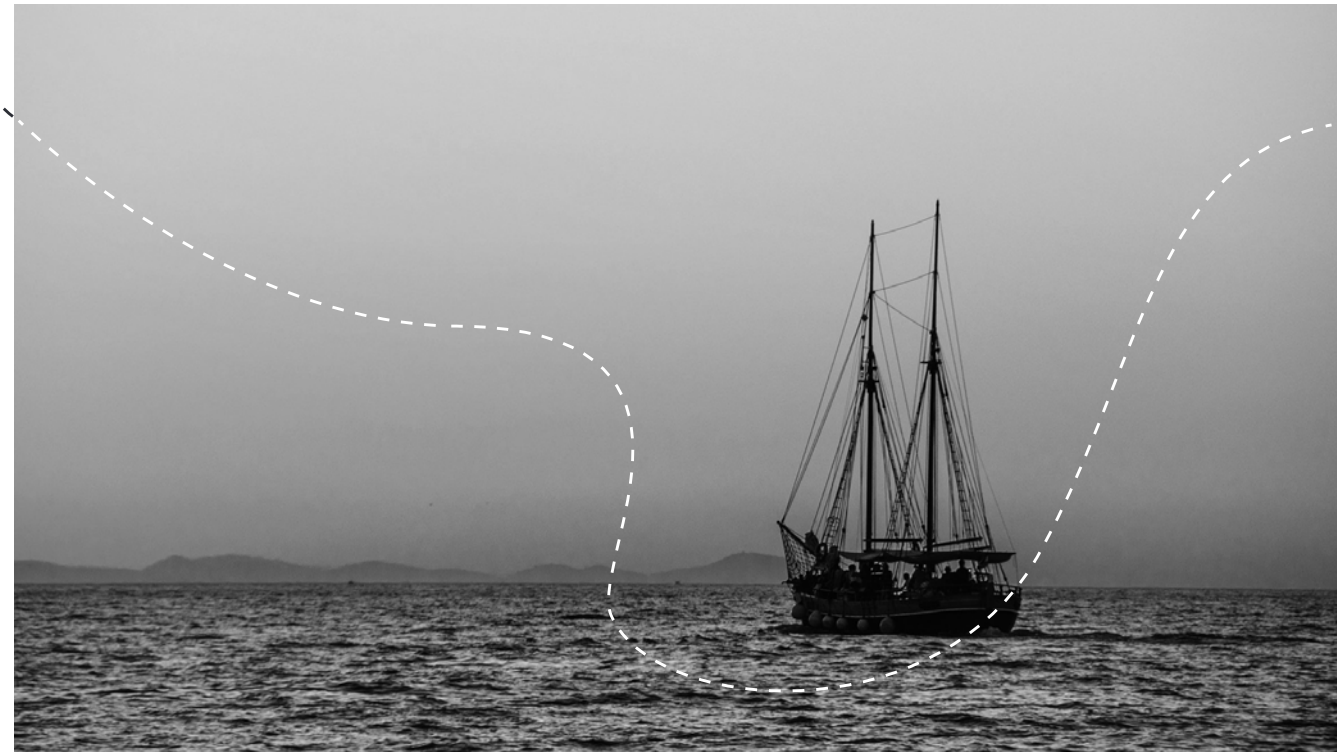
Land in Sicht

Wir jungen Menschen können in dieser Hinsicht ein Vorbild für andere Generationen sein: Uns macht es nichts aus, mal für ein paar Jahre in einer anderen Stadt zu leben. Facebook ist out? – kein Problem, dann öffne ich eben einen Account auf Instagram oder TikTok. Und was passiert nach dem Studium? Wir verändern unser Leben radikal: Haben geregelte Arbeitszeiten (also Schluss mit Serienmarathons bis spät in die Nacht oder ausufernden Partynächten an Wochentagen), haben endlich unser eigenes Geld und sind für uns selbst verantwortlich. Wir sind sozusagen daran gewöhnt, uns laufend an Neues anzupassen.

Auf ins Abenteuer

Es braucht viel Mut, um sich zu verändern. Es ist nicht leicht ins Ungewisse aufzubrechen, auf Neues offen zuzugehen und dabei nie zu zweifeln. Aber: Durch diese Veränderungen kann man wachsen, sich selbst neu kennenlernen und Träume realisieren, die vorher unerreichbar schienen. Deshalb ist es wichtig, hin und wieder neue Wege einzuschlagen und Veränderungen zuzulassen. Auch wenn dies bedeutet, dass man zur anderen Bäckerei um die Ecke geht oder seinen Supermarkt hin und wieder wechselt. Wer weiß, vielleicht entdeckt man ja dadurch ganz neue Seiten an sich selbst.

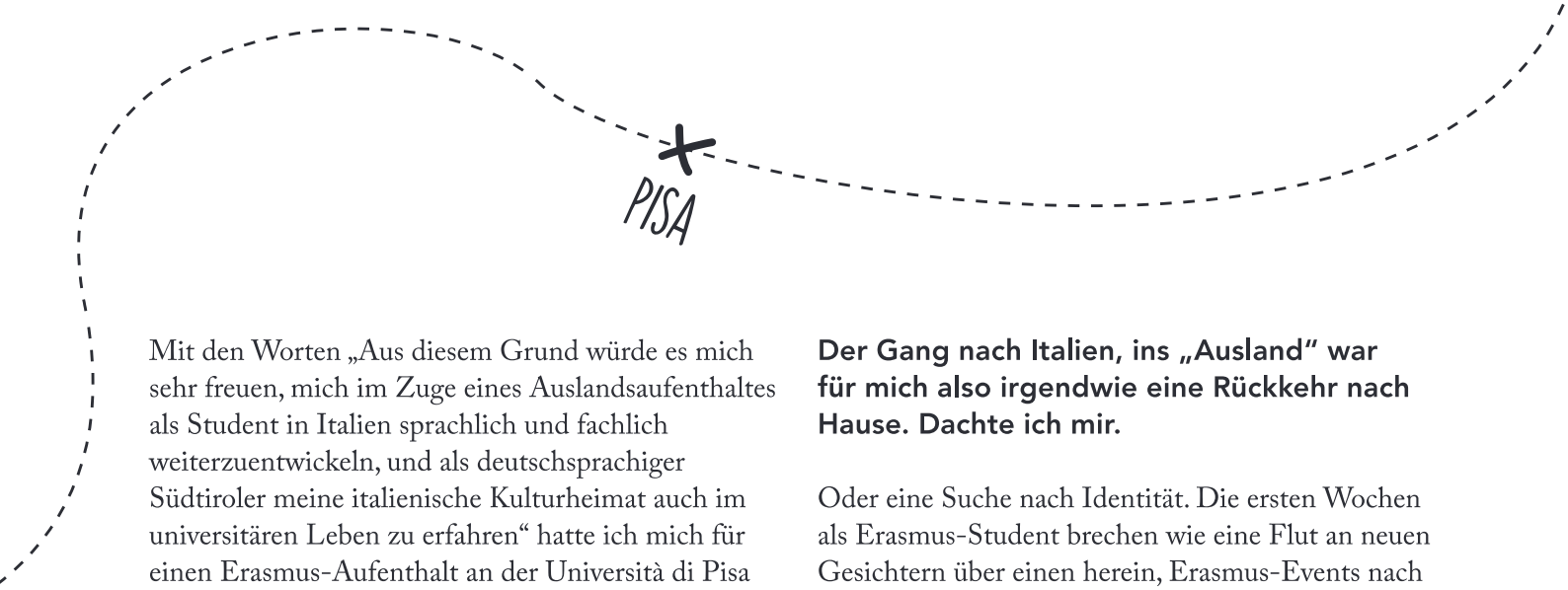
Anmerkung der Autorin:
So wie Charles Darwin sollten auch wir keine Angst haben, für ein Abenteuer unsere Heimat zu verlassen. Mit seinem Segelschiff „Beagel" hat er die Welt umsegelt und mit seiner Theorie des „survival of the fittest" (nur wer sich anpasst, überlebt) unser Menschenbild radikal verändert. Also: Anker lichten und auf ins Abenteuer.



Eine vergebliche Suche nach Identität

von Simon Kienzl

Als Südtiroler im Erasmus in Italien. Es war einer jener heißen Spätsommerabende, an denen sich auf den Straßen und Plätzen noch einmal alle um die Bars drängten, die Frauen in ihren leichten Sommerkleidern und die jungen Männer in ihren lässig hochgekrempelten Hemden. Wir, Attila aus Ungarn, Bruno aus Argentinien und ich, schlenderten durch die Gassen und Straßen im warmen, ungewissen Licht der Laternen. Es war Oktober, in Pisa. Ich war erst wenige Wochen hier, in der Stadt des schiefen Turms, die für viele an der Piazza dei Miracoli endet. Für mich war es meine Stadt, für ein Semester.



Mit den Worten „Aus diesem Grund würde es mich sehr freuen, mich im Zuge eines Auslandsaufenthaltes als Student in Italien sprachlich und fachlich weiterzuentwickeln, und als deutschsprachiger Südtiroler meine italienische Kulturheimat auch im universitären Leben zu erfahren“ hatte ich mich für einen Erasmus-Aufenthalt an der Università di Pisa beworben. Zwei Jahre hatte ich zu dem Zeitpunkt in München und damit in dem angeblich gemeinsamen deutschen Kulturraum gelebt und studiert. Tatsächlich habe ich mich hier, in der vermeintlichen kulturellen Heimat, nicht immer zu Hause gefühlt, vieles trennte mich von den bayrischen Studierenden: Pfeffi, Herbstferien, Abitur, Oberbürgermeister, Azubi, Maibaum, Kindergeld, Kreisliga. So viele Wörter, deren Bedeutung ich kenne, die aber für mich keine Bedeutung haben. Ich hatte zwei Jahre zuvor das Lyzeum, liceo classico, verlassen, im heißen Juni Matura geschrieben, bei dem Halbfinale Deutschland-Italien mit den Azzurri gefiebert. Am Ende des Sommers waren wir dann aus dem für uns inzwischen so kleinen Südtirol aufgebrochen, um zu studieren. Ich wollte immer nach Deutschland, nie nach Österreich und auch nicht nach Italien. Eigenartig eigentlich. Jetzt wollte ich zurück.

Der Gang nach Italien, ins „Ausland“ war für mich also irgendwie eine Rückkehr nach Hause. Dachte ich mir.

Oder eine Suche nach Identität. Die ersten Wochen als Erasmus-Student brechen wie eine Flut an neuen Gesichtern über einen herein, Erasmus-Events nach Events, in denen sich langsam eine Gemeinschaft, die viel beschworene Erasmusfamilie formt. So waren wir auch an jenem Abend unterwegs zu einem Erasmus-Event, zur piazza Dante, um dort im Kreis stehend, mit jungen Menschen aus den verschiedensten Städten und Ländern Europas und der Welt zu reden, zu feiern. Wir erreichten den großen Platz. Ein Strom zahlloser Sprachen drang an unser Ohr, Gesprächsfetzen trieben umher, man gesellte sich zu anderen, fremden, immer wieder neuen Gesichtern. Und immer war man in einem Menschenkreis, selbst der Fremde, immer wieder ging man, immer wieder kam jemand, ein Fremder. Immer wieder beginnt das abgebrochene Gespräch, immer wieder wird dieselbe Frage gestellt:

„Where are you from?“.

Die Frage nach der Nationalität, die simpelste Standardfrage im Repertoire des Smalltalks eines international Studenten. Das Mädchen mir gegenüber antwortete mit jenem unverkennbaren französischen Akzent: „I am from France“, der kräftige junge Mann neben mir sagte: „I am from Brazil“ und so weiter und so weiter. Häufig waren die Antworten eindeutig, ebenso wie die nationale Identität, manchmal musste man sie gar nicht abwarten, längst hatten die Klischees und Vorurteile dem anderen schon eine Herkunft zugeschrieben. Doch nicht immer lag man richtig. Wurde ich gefragt, so antwortetet ich meist ostentativ: „I am Italian“. Tatsächlich lachten in solchen Augenblicken meist alle ungläubig:

„You are form Italy and are doing an Erasmus in Italy?“

Die Antwort auf die erste aller Fragen ist als Südtiroler nicht wirklich einfach, ebenso wie Identität und nationale Herkunft als Südtiroler*innen nicht so eindeutig sind.

Manchmal antwortete ich auch einfach: „From Bolzano in South Tyrol“. Dies hat zu verschiedensten geographischen Spekulationen geführt. Viele verorteten Südtirol noch immer in Österreich. Ein anderer erklärte Südtirol mit den Worten „Das ist noch Deutschland, oder?“ kurzerhand zu einem Teil Deutschlands, Großdeutschlands eigentlich, in den Grenzen von 1944. Niemandem nahm ich die Tatsache übel, dass er scheinbar nichts von der nördlichsten Provinz Italiens wusste. Vielmehr beschämte mich mein Akt der Selbstüberschätzung und die Begrenztheit, die mich vergessen ließ, dass die Grenzen Südtirols zum letzten Mal vor fünfzig Jahren international Interesse erregten. Die Frage, was es für mich bedeutet Südtiroler zu sein, die ich mit mir trug, die mich trieb, und die frühe Erkenntnis, dass es für einen Großteil der Menschen gar nichts bedeutet. Für viele aber scheint es eine Worthülse zu sein, eine Autobahn, auf der man durchfährt, eine Skipiste, und sonst nichts außer Leere. Kommen, um zu gehen, durchfahren. Diese Leere und die eintretende Stille füllte ich dann mit erklärenden Worten. Meine standardisierte Erläuterung lautete: Wir sind italienische Staatsbürger*innen, aber die Muttersprache der meisten ist deutsch. Manchmal musste ich bei fortgesetzter und offensichtlicher Verwirrung des Gegenübers die historischen Prämissen eines aus seiner Sicht unlogischen Schlusses offenlegen. Deutsche, die Italiener sind. Eigenartig. Meist sagte ich einfach: „Wir waren Teil Österreich-Ungarns, wurden im Ersten Weltkrieg besetzt, aber sind jetzt seit fast fünfzig Jahren autonomes Gebiet in Italien. Inzwischen sind wir eine offiziell dreisprachige Region, die wirtschaftlich zu den erfolgreichsten in Europa zählt.“ Die meisten konnten meiner kurzgefassten Erklärung folgen und akzeptierten den Gedanken einer teilweise muttersprachlich und kulturell anderen Region in Italien. Innerhalb einiger Minuten wurde aus ihrer Verwunderung Bewunderung der Vielfalt, der sprachlichen und kulturellen Koexistenz. Im Gegensatz dazu scheint für viele Südtiroler*innen der Widerspruch aber bis heute nicht geklärt und der historische Prozess, der Südtirol zum Teil Italiens werden ließ, bleibt in ihren Augen ein geschichtliches Unrecht. Ich hielt mich aber an die offizielle Version.

Italienisches Lebensgefühl verschmilzt mit bäuerlichem Selbstbewusstsein. So verspricht es auch die offizielle Website Südtirols.

Der Kontrast zwischen mediterran und alpin charakterisiert Land und Leute. Tatsächlich stimmt das, beides vereint Südtirol, und wird damit zur touristischen Traumregion. Das nördlichste Gebiet Italiens für Deutsche und das südlichste Gebiet des deutschen Kulturraums für Italiener*innen. Touristen*innen, meine ich. Genial, eigentlich. Aber dies ist nur die sichtbare, in Hochglanzflyern gedruckte Version. Die Realität ist irgendwie anders, glaube ich. Sie war es auch, für mich, als Südtiroler zwischen Deutschen und Italiener*innen in Pisa. Im Ausland, auch im Erasmus, formen sich nämlich immer irgendwelche sprachlich und national geprägte, scheinbare Einheiten, Deutsche finden sich zusammen, Spanier*innen sind in Italien ohnehin meist in Scharen unterwegs. Im Erasmus suchen viele irgendwann doch irgendwie Heimat und finden sie vielleicht in ihren Landsleuten. Bald wurde auch ich, immer wieder mit deutschen Studenten und Studentinnen unterwegs, immer mehr in die Gruppe deutscher Studentinnen und Studenten hineingezogen. Ich wurde von Deutschen nach dem italienischen Schulsystem befragt, nach italienischen Klischees, meinen Italienischkenntnissen. Zugleich war ich aber auch mit meinen italienischen Bekannten, Mitbewohnern, Freund*innen unterwegs.

Ich habe mit Stefano aus Rom über deutsche Unis gesprochen, und mit einigen Kommiliton*innen über die deutschen Idealisten. Ich und wir teilen das Schicksal aller Übergänge, aller Grenzen, nämlich irgendwie dazugehörend fremd zu sein. Irgendwie doch anders. Identität ist nie eindeutig, immer relativ, dessen wird man sich als deutschsprachiger Südtiroler zwangsläufig bewusst, wenn man Italiener*innen die Aussprache des Wortes Gewürztraminer beibringt, und der deutscheste unter Italienern ist, und wenn man Deutschen einige italienische Schimpfworte übersetzen soll, und der italienischste unter Deutschen ist.

Werden Südtiroler*innen als eine kulturelle Synthese zur lebenden Dekonstruktion nationaler Identität? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, dass ich weder Deutscher, noch Italiener sein kann. Ich will es nicht sein.

Jetzt folgt die notwendige und banale Erkenntnis, denken Sie sich, eines Erasmus-Studenten, der die deutsche und italienische Identität ablehnt, und einen Hymnus auf die multikulturelle Vielfalt in Europa anstimmt. Es wäre zu erwarten, das Selbstbekenntnis eines überzeugten, stolzen Europäers, der inmitten einer Menschenmenge, Franzosen, Deutschen, Spaniern, Dänen, Luxemburger, Norweger, bekennt: Ich bin Europäer. Beinahe hätte ich es an jenem heißen Abend auf der piazza Dante ausgerufen: Ich bin Europäer. Alle schien uns, junge Europäer*innen, dieses Bekenntnis zu der europäischen Union und der Vielfalt zu einen. „Una in diversitate“, in der Vielfalt geeint, diese Zeilen einer inoffiziellen Textversion der instrumentalen Europahymne scheinen zur gelebten Realität zu werden. Die Vielfalt der nationalen Identitäten verschmilzt zur Einheit, zu einer lebenden und feiernden Gemeinschaft.

„Woher kommst du denn?“,

das war zwar auch unter den Erasmus-Feiernden auf der Piazza Dante die erste Frage, danach wurde diese aber relativ, unwichtig, gleichgültig. Klischees und Vorurteile wurden hier, im scherzhaften Ton, erstarrt zum Standardrepertoire der Konversation. Vorurteile waren nichts als eine recht simple Art, ein Gespräch zu eröffnen: die französische Küche auf Käse reduzieren, den Schweden fragen, ob seine Eltern Manager bei Ikea seien. In der offensichtlichen

Stupidität und der Aussprache des virulenten Klischees wurde deren Stereotypie entlarvt. Nicht nur die Klischees sind präsent, sondern auch der Andere, der Fremde. Die erste Frage lautete immer, woher man komme und je später es wurde, sprach man über ganz anderes. Darüber, was man in seinem Leben macht, wohin man will, und irgendwann fragte man nur noch, wohin man heute noch geht, gemeinsam, zum Trinken, und Feiern. Man interessierte sich nicht allein für die Nationalität des Anderen, sondern für den Anderen, das Individuum, den Menschen. In solchen Augenblicken verschwand dann die blinde Masse einer namenlosen Gemeinschaft. Aus den Franz, die doch alle eingebildet sind, wurde die doch so herzliche Elea, aus den Spaniern, die alle kein Englisch sprechen, wird Mikel, dessen Italienisch nach wenigen Wochen tatsächlich besser ist als sein Englisch. Nationale Identitäten lösten sich zwar nicht auf, kulturelle Eigenheiten bestanden fort, Herkunft wurde aber ein Fragment, Sprachen und Kulturen zu Mosaiksteinen, die sich nicht immer homogen, aber doch ineinanderfügend, eine Gemeinschaft formten. Doch was für eine Gemeinschaft formten wir, was für ein buntes Bruchstück-Mosaik wollen wir sein? Nicht eine Einheit eines multiethnischen Europas oder einer nach vorne blickenden, europäischen Jugend drang im Sprachengewirr der miteinander sprechenden und trinkenden empor.

Nicht Identität, sondern eine bunte Masse, die Vielfalt lebt, feiert und mit den fremden Anderen zelebriert und nicht voller Angst im Eigenen verharrt.

Irgendwie schienen die meisten hier zu akzeptieren, dass Identität nicht einfach ist und niemals sein wird. Identität ist in der eigentlichen Bedeutung des Wortes dasselbe, immer dasselbe, die Wiederholung des ständig gleichen. In dieser globalen, haltlosen Welt scheint dieses Versprechen des Stillstandes, immer dasselbe, und die nationale Identität ein rettender Halt im Meer der Ungewissheit. Tatsächlich erlebt das Verlangen nach nationaler Identität wohl deshalb aller Welt eine Renaissance, deren produktive Kraft aber keine Kunst und Bleibendes, wie die Renaissance der klassischen Kultur, schafft. Eine Renaissance, Wiederauferstehung des im Faschismus so todbringenden und totgeglaubten Nationalismus. Diese nationale Identität will ich nicht, wollen wir nicht. Sie ist allzu gefährlich simpel. Identität, ein Prozess der Selbstreflexion vor dem Hintergrund

des Fremden, des Anderen. Niemals unreflektiertes Abgrenzen von anderen. Genau das geschieht aber, einschließend ausschließend konstruiert sich mit den Mauern und Drahtzäunen an den europäischen Grenzen eine sehr begrenzte Identität der Europäer*innen. Das komplexe Chaos einer globalisierten Welt verursacht eine Fluchtreaktion in die Vergangenheit, zu Nationalstaat und Fremdenhass. Während Menschen flüchten, um zu überleben oder ein besseres Leben zu finden, flüchtet Europa vor seiner Verantwortung. Europa flieht in seine Identität. Doch welche Identität?

Identität ist hier die Grenze zwischen einem Eigenen und einem Fremden, zwischen Gleich und Anders und existiert nur relational zu einer Gegenidentität,

von der sie sich abgrenzt und selber erschafft. Das Wort Europa, Fundament für die immer wieder postulierte gemeinsame europäische Identität, wird im achten Jahrhundert schriftlich festgehalten und diese frühe Erwähnung des Wortes Europäer*innen meint die Völker, die unter der Führung Karl Martells die islamische Expansion stoppten und scheint irgendwie verstörend aktuell. Die europäische Identität konstituiert sich vor über tausend Jahren als Bastion gegen den Fremden, gegen das Andere, gegen den Islam, der Europa bedroht. Heute, tausend Jahre später, wird diese Koalition unter all den populistischen Führern der Europäer*innen wieder geschmiedet und hinter der europäischen Fahne wird zu einem Kulturkampf gegen das Fremde gerufen, und die Verteidigung der europäischen Werte. Doch welche Werte, welche Identität. Irgendwie beschleicht mich das Gefühl, dass all das eine Lüge ist, dass die doch so gerechte Angst um unsere Werte eigentlich nichts Anderes zu verbergen sucht als die ungerechte Angst um unsere monetären Werte. Dies zu schreiben, sei selbstgerecht und vereinfachend. Sie mögen es sich denken. Ich überblicke nicht den großen Rahmen, den gesamten politischen Prozess, die Zusammenhänge. Ich gebe es zu. Ich bin junger Student und muss dankbar für Frieden und Reichtum in Europa sein. Ich bin dankbar dafür. Aber irgendwie gibt es Augenblicke, in denen all dies seine Bedeutung verliert, Augenblicke in denen das große Ganze, hinter einzelnen Sätzen, einzelnen Bildern verschwindet. Bilder, die weh tun. Ich denke an die Wochen, in denen ich in Pisa studierte, lebte und monatlich Geld aus dem Erasmusprogramm erhielt. Schöne Bilder. Ich denke an die Boote vor der lybischen Küste, an die sinkenden, langsam sinkenden, sterbenden jungen Männer und Frauen, an die Menschen, die ihr Leben gaben, auf dem Weg nach Europa. Schreckliche Bilder. Deshalb kann ich nicht stolz ausrufen: Ich bin Europäer. Dieser Kontrast ist nicht einfach zu ertragen, wenn man nachdenkt. Aber ich möchte es versuchen, habe es versucht, mich hier an beide Bilder zu erinnern. Das eine kann ich doch nicht ohne das andere denken? Oder?
Irgendwie wurde mir dann klar, dass die gelebte Vielfalt, akzeptierte Diversität und internationale Verbrüderung, verwirklicht im gemeinsamen Feiern auf der piazza Dante im Erasmus-Semester keinen Eigenwert haben kann.

Das „una in diversitate", die kulturelle Vielfalt, die an jenem Abend so greifbar scheint, erhält erst in der nächsten Zeile seine Bestimmung, im „pacem mundi augeat".

„Pacem mundi augeat", im lateinischen ein konjunktivischer Wunsch, „Möge sie den Frieden in der Welt mehren", muss zum Imperativ werden. Zum Imperativ für all jene Entwurzelten, die die Grenzen der nationalen Identität sprengend, die Vielfalt leben, nicht um Europa zu befestigen und zu begrenzen, sondern zu befreien. Befreien von eindeutiger, ausschließender Identität und für ein Europa der Humanität kämpfen. Dies wird sicherlich nicht einfach, aber die Edentitätslosen sind haltlos, rastlos, bewegen sich und wollen etwas bewegen. Aber auch sonst sammeln sie sich, all jene, die zwar nicht stellvertretend für ganz Europa stehen, aber ein immer lauterer Teil der Gemeinschaft werden. Jene, die bei „Puls of Europe" für ein politisch geeintes Europa auf die Straße gingen, all jene, die an den „Fridays for Future" für Klimaschutz demonstrieren, all jene, die gegen Fremdenhass und Rechts ihre Stimmen erheben. Geeint, nicht hinter Flaggen, Fahnen nationaler Identität, sondern hinter dem Banner der internationalen Solidarität und Humanität. Dem möchte ich mich anschließen. Und mich nicht hinter nationaler Identität verstecken.

Transition and stagnation „Waiting for/in replication“

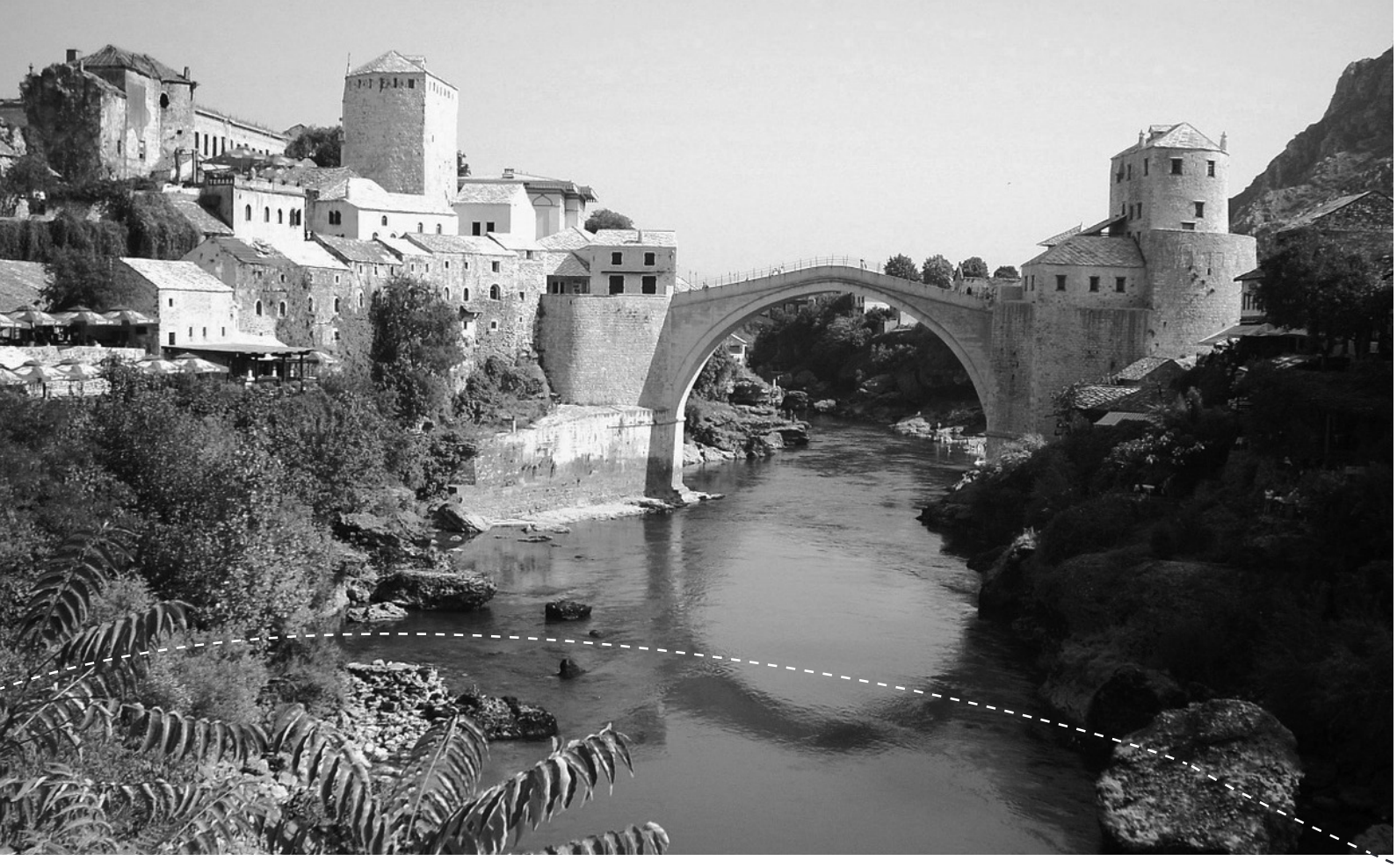
von Gerd Sulzenbacher

The post-conflict 'situation' in contemporary art in Bosnia and Herzegowina in October/ November 2018 seemed to be defined by many and many various factors. PTSD, the struggle with financing culture and cultural institutions, emigration, a non-functional political system, the state of transition and the total stagnation of ongoing projects, just to mention some. In this article I will refer to the significance and problems of the 'replica' and the gesture of replication in the so-called 'state of transition', an often used term to describe the ongoing changing of Bosnia and Herzegowina from a socialist into a capitalist country.

MOSTAR

(…) When we sat in Arsaevi on the last day of our excursion, between the artworks of the collection, surrounded by wooden walls that gave the sensation of sitting in a big cargo box or being stored temporarily in some hangar, and several buckets because of the leaky roof, our conversation partner Leila Hodzic told us that she would know the exhibition by heart (exactly where, whose, which work would be): because there is – there was – no changing at all, neither in the exposition of the works in the space, nor in the works themselves among the collection, since the exhibition was set for the first time in 2003. [1]
This moment, for me, articulated a big lack of exhibition practice at Arsaevi (in sense of being contemporary and to handle with time), and of course it was a critique on the carelessness of curation (thereby both meanings of 'curare', to cure and to care, seemed to be meant). But even more than that, the moment of not-seeing, or better, 'seeing with shut eyes', meaning that there is nothing to see anymore or any further, exemplified in a very concise way a conjunction between the often quoted 'state of transition', which is a complete stagnation on the other hand, and the significance of replicas and replication in this context. The replica or replication seems to be one 'iconic' illustration between the two states (iconic also because it has to do with absence). To precise this first thought which is linked to the Arsaevi anecdote: If you know something by heart, so that you could repeat it easily, you may have overcome the need of the original – or even the questionable value of the original (?).
Further, trying to explain the terminology a little, a replica is never just a 'representation' of the original, neither a 'placeholder', in its nature the replica is a replacement for something, an Ersatz. In its etymology the replica comes from the French réplique, meaning 'to reply' or 'to object', which belongs to the Latin replicare which means 'to repeat, fold back, fold over, bend back', and is to find in the nearer neighborhood of repetere.

The probably most iconic replica we could visit on our trip was the Stari most, the 'Old New Bridge' in Mostar, which crosses the Neretva river and connects the two parts of the city, thereby the Croats and the Bosniaks. The original bridge was built between 1556 and 1567 by the Ottoman architect Mimar Hayreddin and was commissioned by Suleiman the Magnificent. The name Mostar itself means 'bridge keeper'. During



The 'New Old Bridge' as an example of a nearly seamless, transition-free process of replication.

the war the bridge was destroyed on November 9th in 1993. Destroying the bridge had very little strategic value but is seen under the term of 'Urbicide'; an act of killing memory by destroying a shared cultural heritage. In October 1998, after the war, an international committee established by the UNESCO decided to build a bridge as similar as possible to the original one, using the same technology and materials. The 'Old New Bridge' was inaugurated on July 23th in 2004.

It seems that with the 'New Old Bridge' we have an example of a nearly seamless, transition-free process of replication. This may be very connected to the status of Mostar as a picturesque tourist destination. In the whole Old Town of the city, on both sides of the bridge, there are just two evocative marks to remind you that the bridge had been rebuilt and why. On one side there is a bookshop where you can watch a 'War Movie', a cut-up of several amateur videos, showing the shelling of the bridge and its collapsing. On the other side, right after the Diving Club, you can see a quite big black-and-white photography of the already collapsed bridge, which moreover is the only 'picture' you will find in the shops of the Old Town, between souvenirs and postcards, on which you cannot see a bridge. Both, the 'War Movie' and the photography are furnished with no-photo-pictograms. In a picturesque panorama there is no place for non-picturesque pictures. Here, the replica has not just overcome the original, also the further act of 'taking pictures', in this way, also the replication of the replica, is commanded to ignore the distinction of original and replica. A paradoxical combination of icon and iconoclasm. On one hand, replicating the bridge, the icon of brotherhood between the Croats and the Bosniaks one-to-one, regardless of the problematic context, surely was a radical act; as well from an architectonical and urbanistic viewpoint as from a socio-political post conflict perspective. As if to say: the icon is rotten but not the matter. On the other hand, this appears too easy; something very important was left out, namely to mark the replica as a replica. Standing on the middle of the bridge over the Neretva river, between the two parts of the city of Mostar, how could you know, if you didn't know it; or were reminded of it, if you had forgotten it; that there has been a historical break, that there has even ever been history. Often, on our trip, I was stunned by the fact that 25 years can be seen as too recent while at the same time as already too long ago – to speak about war, and what this war has

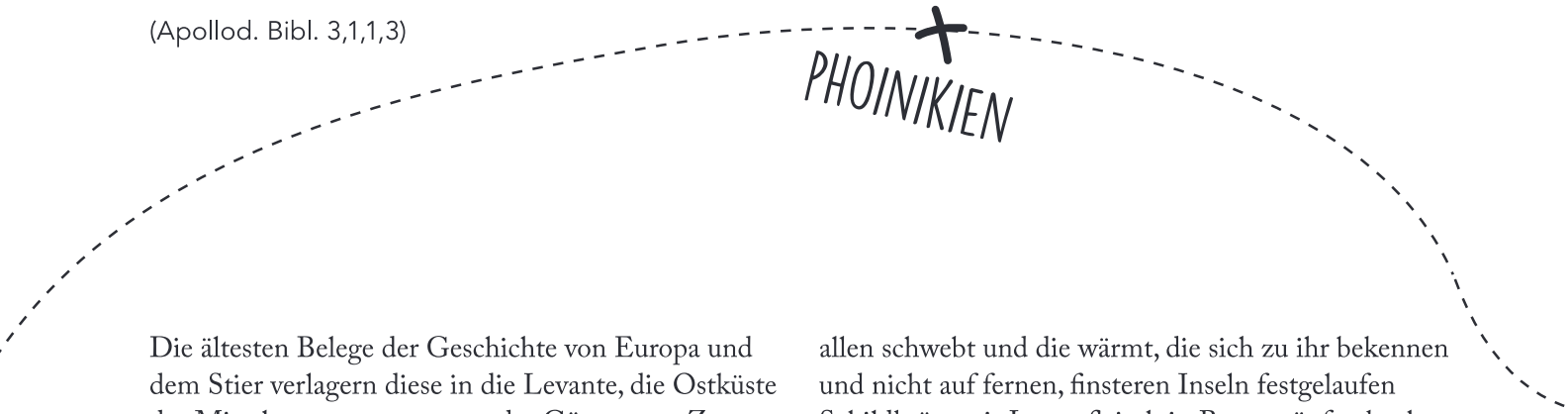
been. So we can ask at this point: was the replication of the Stari Most a reply which was maybe given too fast? And if so, when could be the 'right' time for replication? And what's the time right now, to ask these and other questions?

Is a ruin the antipode of a replica? A ruin which still can tell about the devas tation of time or the destruction which happened; tell about the thing itself, its origin, and the story from there to now too?
The question of the ruin came to me when we visited the UN base in Srebrenica where we could talk to a survivor of the genocide from 1992. The building of the UN base is in a very desolate state and is used as a memorial center with photo- and video-documentations and some art exhibitions in the hall. Since more than 25 years there has been no restoration of the building, which in its historical meaning is of highest importance. Hasan Hasanović told us, speaking about the rotten roof and the walls of the hall, that he could imagine that it would be rebuilt with the same materials so to remember how it looked like, and how it has been. This, of course, reminded me of the 'Old New Bridge' in Mostar. But why not restore the building and try to keep its original in existence and evidence? Here, as in many other cases too, the lack of financing seemed to be the final argument, but did not make anything clear about why a replica would be favored over the maintenance of the original.

Europa – Zwischen Orkus und Elysium

von Simon Rabensteiner

„In diese verliebte sich Zeus und wegfahrend aus Rhodos, verwandelt in einen zahmen Stier, brachte er sie, die auf ihn geklettert war, durch die See nach Kreta."
(Apollod. Bibl. 3,1,1,3)



Die ältesten Belege der Geschichte von Europa und dem Stier verlagern diese in die Levante, die Ostküste des Mittelmeeres, von wo aus der Göttervater Zeus die schöne Königstochter geraubt haben soll. Alles natürlich mythische Erzählung, aber jedem Mythos wohnt ein Funken Wahrheit inne, der mit ein wenig Kunstfertigkeit und Geschick überspringen und zur leuchtenden Flamme, die für Europa brennt, entfacht werden kann.
Die schöne Königstochter, als die unser Kontinent personifiziert wird, findet ihre Wurzeln in Phoinikien, einem Landstrich am fruchtbaren Halbmond, wo die ersten Hochkulturen aufglühten, einem Ort, wo die ersten Scheite für unser Alphabet gelegt wurden, einer Gegend, die über den gesamten Mittelmeerraum Zungen niedergehen lassen und mit ihrer Kultur die Städte viele Jahrhunderte lang wärmen sollte. Von dort aus sprang der Funke über auf das weite Kreta, die Wiege der griechischen Kultur, wo Europa Mutter von Minos, Sarpedon und Rhadamanthys wurde. Diese errichteten mit ihrer flammenden Weisheit die erste Hochkultur auf europäischem Boden und wurden selbst nach ihrem Tod von den Griechen ob ihrer Weitsicht als Unterweltrichter verehrt und urteilen schließlich in Dantes Commedia am Eingang des Orkus über die, die alle Hoffnung fahren lassen.
Die Verbindung zur dunklen und kalten Unterwelt ist bei Europa selbst aber fern. Sie erscheint vielmehr als leuchtender Stern (oder doch als zwölf?), der sich aus der finsteren Dunkelheit erhebt und glänzend über allen schwebt und die wärmt, die sich zu ihr bekennen und nicht auf fernen, finsteren Inseln festgelaufen Schildkröte mit Lammfleisch in Bronzetöpfen kochen. Geschmacklich besteht tatsächlich die Möglichkeit, dass solche die Ausgangszutaten für so manch Produkt sind, das anschließend in Pfefferminzsoße ertränkt wird, endgültig lässt sich so etwas aber vermutlich nie feststellen. Sicher bleibt nur, dass Europas Söhne für derartige Verbrechen einen Platz im dritten Ring des siebten Höllenkreises vorgesehen haben (gleich neben denen, die Pizza mit Ananas oder Pasta mit Ketchup für eine gute Idee halten). Und während es Zeus auch ohne Pfefferminz möglich war, Europa mit einem galanten „Liebling, lass uns tanzen" und dem Versprechen, ihr Name würde auf ewig weiterklingen, für sich zu gewinnen, zirpt der Prinz von der Insel nur mehr als Tithonos, abgeschlagen und eingesperrt in seinem selbstverschuldeten Gefängnis, aus dem es für ihn keinen Ausweg mehr gibt. Dabei gibt er ein klägliches „Sorry Cassandra, I misunderstood. Some of us wanted, but none of us would listen to words of warning" von sich, Europa immer noch seine Verführerin Eos schimpfend. Dabei ignoriert er gekonnt die Rufe derer, die ihn von Beginn an vor den weitreichenden Folgen seiner Entscheidung gewarnt haben.

Bedrohung durch Polyneikes

Doch nicht nur von Inseln jenseits der Säulen des

Herakles, die dem Untergang geweiht und dem Zorn Poseidons schutzlos ausgeliefert sind, auch von der eigenen Seite lodert Europa Hass entgegen, während ein Heer in voller Rüstung gegen die eigene Heimat vorrückt; aus Angst vor dem Osten, dem er selbst Europas Herkunft wegen entstammt, der ihm aber fremd geworden erschaudern lässt. Fast könnte einen Mitleid für den von Hybris geschlagenen Polyneikes rühren, risse er nicht junge Männer zahllos mit sich gegen die eigene Mutter. Vereint mit den Sieben trachtet er nach Verwüstung, nur um selbst die Macht zu erlangen, ohne Rücksicht auf Verluste. Wo es ihm gelingt, wachen Zäune an den Grenzen, auf dass diese niemand überschreite, oder Recht und Gerechtigkeit treiben perfide, insolent, systematisch solche, die eigentlich über sie wachen sollten, in den verfrühten Ruhestand und werden sich dabei selbst fremd. Wie es Fortuna jedoch will, sucht die Erinnys der Väter solche regelmäßig heim und durch ihre eigene Hybris und dem Vertrauen darauf, dass der Fluch nur gegen die Gegner*innen und nicht gegen sie selbst gerichtet sei, gehen sie – unvorsichtig den Verstand durch Alkohol im Beisein von vermeintlichen Barbar*innen erweiternd – an ihrem eigenen Unvermögen tragisch zugrunde und reißen nicht nur sich selbst, sondern ihre gesamte parteiliche Gemeinschaft mit sich in den Abyssus.

Und doch gelingt es diesen Insurgenten nach jedem noch so schwerwiegenden Rückschlag sich wie ein Phoinix wieder aus der Asche zu erheben und mit jedem Gegenruf „Zu Asche, zu Staub!“ scheinen sie nur noch mehr zu erstarken. Das Feuer der Phoinixschwingen wird in Fackelzügen weitergetragen und der Funke, der auf ein Flüchtlingsheim überspringt, entfacht eine neue Flamme, die den Feuervogel weiter nährt. Doch auch Europa

entstammt dem Phoinix, im Gegensatz zu denen aber, die ihn mit aller Kraft am Leben zu halten und weiterzutragen versuchen, gelang es ihr – sein Feuer im Herzen weitertragend und für sich nutzend –, ihm zu entwachsen und die Kraft für Einigung und Einigkeit statt Abschottung einzusetzen.
Es der phoinikischen Prinzessin gleichzutun, soll unsere Aufgabe werden: die Kraft, die der Vielhass wie einen tiefen Graben durch unsere große gemeinsame Heimat treibt, umzumünzen und sie für das Gute, für Europa zu nutzen. Nur so kann es gelingen, eine Panazee für alles unserer Kraft und unserem Urteil gemäß zu finden, sodass Europa auf dem Stier zufrieden rundum in das Blau des Himmels und des Meeres, unserer Treue zu ihr versichert, blicken kann. Die Büchse der Pandora war viel zu lange geöffnet, es wird Zeit, dass wir sie wieder verschließen!

descritpiones personarum nach DNP

Phoinix war der griechischen Mythologie nach König von Phoinikien und wird bei Homer als Vater der Europa genannt (Hom. Il. Ξ, 321). Zugleich ist Phoinix auch der Name eines mythischen Vogels, der in Ägypten beheimatet ist. Dieser hat die Fähigkeit, bei seinem Tod zu verbrennen und in der Asche wiedergeboren zu werden.

Tithonos entstammt in der griechischen Mythologie der trojanischen Königsfamilie. Wegen seiner Schönheit wird er von der Göttin der Morgenröte Eos geraubt. Diese erbittet bei Zeus für ihren Liebhaber Unsterblichkeit, vergisst aber gleichzeitig um ewige Jugend zu bitten. Mit zunehmendem Alter schrumpft Tithonos immer mehr zusammen, bis am Ende kaum mehr als eine zirpende Stimme von ihm übrig bleibt. Eos, die deswegen das Interesse an ihm verliert, sperrt ihn daraufhin in einen Raum ein, sodass nur mehr seine Stimme vernehmbar ist.

Polyneikes ist in der griechischen Mythologie der Sohn des Oidipous.
Nach der Blendung seines Vaters soll er abwechselnd mit seinem Bruder Eteokles über Theben herrschen. Letzterer ist aber nicht bereit, seine Herrschaft abzugeben, weswegen Polyneikes sechs Mitstreiter um sich versammelt und mit diesen gemeinsam gegen seine Heimatstadt zieht, um sie gewaltsam unter seine Herrschaft zu bringen.

Südtirol – eine Nestbeschmutzung

von Julian Fischnaller

*Wir Südtiroler*innen sind Expert*innen im schönen Schein – das haben wir gelernt: Dolomiten im Hintergrund, weidende Kühe auf grünen Wiesen im Vordergrund. Daneben steht noch eine glückliche Bäuerin im traditionellen Gwandl mit einem alten Melkeimer. Doch die Realität sieht anders aus. In diesem Text geht es nicht um das Südtirolbild, das wir auf holländischem Speck drucken und mit „regionaler Herkunft" zertifizieren, sondern um alles was hinter dem Marketing und der Selbstlüge steht.*

TIROL

Tiroliban

Die Überschrift wird die meisten von uns an unseren bekannten Trachtenverein in den engen Hosen denken lassen. An die tapferen Recken, die ihre Feuerstöckchen in die Luft halten und bei denen dann doch nur heiße Luft und ein wenig Rauch rauskommt - was würde Freud dazu sagen? Obwohl diese und andere volkstümlerische Vereine ein Symbol der Rückwärtsgewandheit und des einfältigen Konservatismus sind, denke ich bei Tiroliban vor allem an eine recht neue Art von Sittenwächter*innen: Den Internetsalafisten. Als vor einigen Jahren das Diskussionsforum „Südtiroler Frühling" entstand, verfolgte ich das Ganze noch mit einigem Interesse. Inzwischen dominiert aber der Geist des Wirtshauses dort viele Debatten. Menschen, die ihre brutale Lynchmobmeinung nie offen aussprechen würden, weil sie zu feige sind, ihre Menschenfeindlichkeit jemanden offen ins Gesicht zu bekennen, rotten sich hier zusammen und klopfen sich für ihre „Meinungen" gegenseitig auf die Schulter. Erschreckend ist aber nicht, dass es solche gibt, sondern wie viele es sind und wie schwach die vernünftigen Gegenstimmen. Der Wohlstand, die politische und materielle Sicherheit, haben nicht dazu geführt, dass die Südtiroler*innen großherziger und toleranter werden, sondern im Gegenteil dazu, dass die Angst vor allem Fremden und Unbekannten hysterische Ausmaße annimmt. Liest man sich Südtiroler Onlineforen durch, dann bekommt man einen guten Einblick in die kleinbürgerlichen Mechanismen hinter Lynchmord, Hexenverbrennung und Progrom.

Zweisprachige Apartheid

Das erste Schmeichelhafte, worauf man im Ausland in Bezug auf Südtirol oft angesprochen wird, (zumindest, wenn vorher nicht Speck und Berge genannt werden) ist die Zweisprachigkeit. Das passiert sogar recht häufig – offensichtlich hat das Marketing wieder gute Arbeit geleistet. Die Menschen im Ausland verwechseln unseren Bilinguismo aber mit einer offenen und kosmopolitischen Einstellung. In Wirklichkeit haben die Südtiroler*innen es geschafft, dieses unglaubliche Potential, direkt an der Grenze zwischen zwei Kultur- und Sprachräumen zu liegen, fast komplett zu ignorieren. Wir leben in einer Form der Gewohnheitsapartheid, in der alles schön nebeneinander daherlebt und sich dabei möglichst wenig berührt. Vor fünfzig Jahren war diese Vereinbarung nötig, um den Frieden zu erhalten – jetzt ist es ein Relikt, das den Fortschritt behindert, sowie ein weiterer Beweis, dass die Südtiroler Gesellschaft unfähig ist, sich neuen Entwicklungen anzupassen. Vor allem der Proporz

führt regelmäßig zu Kopfschütteln, wenn ich davon erzähle. Allein der Gedanke, dass Posten nach einer Sprachgruppenzugehörigkeit vergeben werden, nicht in erster Linie nach Kompetenz, ist für viele verständlicherweise unvorstellbar. Auch im Klassenzimmer nutzen wir das Potential nicht: Längst ist wissenschaftlich erforscht, dass gemischtsprachiger Unterricht viele Möglichkeiten bietet – aber bei uns wird er abgelehnt, weil er die deutsch-südtiroler Kultur zerstören könnte. Wobei natürlich niemand genau weiß, was diese Leitkultur sein soll: Pulverglühwein vor einem Kitschweihnachtsmarktstand trinken oder in Lederhosen beim Après-Ski saufen oder vielleicht auch das Kreuz im Klassenzimmer; immerhin geht der traditionsbewusste Tiroler zu Weihnachten und Ostern in die Kirche.

Südtiroler Helden

Einen tiefen Einblick in das Gemüt der Südtiroler*innen gibt unsere Heldenverehrung: „Es blutete der Brüder Herz, ganz Deutschland ach in Schmach und Schmerz." Zugegeben, Hymnen sind oft stupide, aber wir schaffen es, das dümmste Lied und die rückschrittlichste Persönlichkeit, die wir finden können, an oberste Stelle zu setzen. Gerade Andreas Hofer, dieser Tiroler al-Baghdadi, ist für ein modernes Land als Symbol so ungeeignet wie es nur geht: frauenfeindlich, bigott, ständig besoffen, Impfgegner und eigentlich ziemlich erfolglos. Damit können sich viele unserer tapferen Mand'r offensichtlich gut identifizieren.
Wobei es ja erstaunlich ist, dass es durchaus Symbole und Persönlichkeiten gibt, für die man sich weniger schämen müsste, denken wir an Michael Gaismair, einen der Anführer der Bauernaufstände. Natürlich auch ein Kind seiner Zeit, mit seinen Fehlern und religiösen Wahnvorstellungen, aber wenigstens ein fortschrittlicher Menschenfreund, der viele unserer modernen Ideale von Gleichheit vorweggenommen hat. Oder modernere Charaktere, wie Alexander Langer, Claus Gatterer oder Norbert C. Kaser.
Alle drei wurden zu Lebzeiten aber angefeindet und verabscheut und mussten, zumindest, wenn sie nicht wie Gatterer im Ausland zu Renommee kamen, ein Leben in der winzig kleinen Nische der Unangepassten verbringen, die die Südtiroler Gesellschaft solchen Charakteren zugesteht. Da hilft es wenig, wenn man dann, nach ihrem Tod, scheinheilig Bibliotheken nach ihnen benennt.

Der Untertan

Vielleicht ist es die Abgeschiedenheit durch die Berge, vielleicht auch die Jahrhunderte als Leibeigene, wahrscheinlich eine Mischung von beiden und noch

ein paar anderen Faktoren, aber die Südtirolerin und der Südtiroler sind im Herzen immer noch Untertan*innen. Die wichtigste Eigenschaft des Untertanen ist die hündische Gehorsamkeit zu allen Autoritäten und die kriecherische Gehässigkeit zu allen, die vermeintlich unter einem stehen. Die sprichwörtliche Tiroler Sturköpfigkeit, die oft mit Eigenständigkeit und Stolz verwechselt wird, ist mir in Südtirol eigentlich nur begegnet, wenn es um unwichtige Kleinigkeiten oder noch unwichtigere Nachbarschaftsstreitigkeiten ging. Wenn es darum ging, sich mit Chefs anzulegen, sind die meisten Südtiroler*innen still und lassen sich fast alles bieten, dafür sind sie umso tapferer, wenn sie irgendwo nach unten treten können – da ist das Ziel nicht schwer zu finden: Flüchtlinge, Ausländer generell, Arme, Homosexuelle, Frauen. Es ist dabei unerheblich, ob Herr und Frau Südtiroler jemals mit diesen Gruppen zu tun hatten – es reicht, wenn eine Autorität, meist in Form einer Publikation eines allumfassenden Medienimperiums, uns sagt, wen wir hassen müssen.

DiDos und andere Student*innen

Eine meiner ersten Erfahrungen in der Innsbrucker Studienzeit war der Spott der anderen (lies: nicht Südtiroler) Studierenden. DiDos nannten sie die Südtiroler*innen, weil sie am Dienstag kommen und am Donnerstag heimfahren. Den Großteil der Woche verbringen sie natürlich daheim, weil wer soll den Sugo vorkochen und die Wäsche waschen, für die zwei Tage, die man wöchentlich im Exil verbringt? Diese Unselbstständigkeit, die jeden italienischen mammone zum Erblassen bringen würde, kann noch mit viel gutem Willen als sympathisch-tollpatschige Heimatliebe abgetan werden. Wesentlich erstaunlicher finde ich, dass viele der Studierenden, egal wie lang sie in der Fremde verbringen und wie oft sie heimfahren, nie wirklich weg sind. Inzwischen habe ich unendlich viele Landsmänner und -frauen kennengelernt, die zwar Jahre in Rom, Verona, Bologna, Innsbruck, Wien oder München leben, aber in Wahrheit die Tage zählen, bis sie wieder in ihr Bergnest kommen. Einigermaßen ironisch finde ich, dass es die Südtiroler*innen inzwischen perfektioniert haben, auch in 600 Kilometern Entfernung keinerlei Kontakt zu irgendeiner anderen Bevölkerungsgruppe aufzunehmen, sondern ihre Studienjahre komplett in Südtiroler-Communitys zu verbringen. Die sich natürlich in den Sommerferien auflösen. Niemand integriert sich so schlecht wie der/die Südtiroler*in. Damit verbunden ist auch die erstaunliche Fähigkeit, Jahre des Studiums und der (trotz allem Bemühen unvermeidbaren) Eindrücke hinter sich zu bringen, ohne ein wenig weltoffener und toleranter zu werden.

Schöne Welt – Böse Leut

Eigentlich sollte hier eine versöhnliche Endnote stehen. Ich sollte darauf hinweisen, was alles gut läuft, wie viele tolle Initiativen es gibt. Wie sauber die Straßen sind. Wie schön der Tiefschnee. Und so weiter. Ich verzichte darauf, denn das machen andere oft genug. Schließen möchte ich eher mit den Worten von Gatterer: Schöne Welt, aber böse Leut.

Talk Derby to me! Feminismus auf acht Rollen

von Karoline Irschara

Starr liege im Bett und versuche, mich auf den Rücken zu drehen. Der Schmerz im linken Oberschenkel macht es mir schwer und ich stelle mir die wichtigen Fragen des Lebens: Wieso empfinde ich so etwas wie Stolz für meine blauen Flecken? Seit wann genau finde ich Rippenprellungen recht cool und wieso lasse ich mich von Leuten wie Lauretta Vendetta oder Blockwork Orange so gern frontal anrempeln? Schuld daran ist Roller Derby - eine feministische Sportart aus den USA, die seit einiger Zeit auch in Österreich Fuß gefasst hat.

INNSBRUCK

First things first: What the f*ck is Roller Derby?

Roller Derby ist ein actionreicher Vollkontaktsport auf Rollschuhen (die Oldschool-Skates mit acht Rollen). Zwei Teams fahren auf einer ovalen Bahn gegen den Uhrzeigersinn und versuchen Punkte zu holen, in dem das gegnerische Team überholt wird. Ein Team besteht jeweils aus vier Blocker*innen und einer Jammer*in - letztere bekommt pro überholter Gegner*in einen Punkt. Zeitgleich werden die gegnerischen Blocker*innen attackiert, um die eigene Jammer*in durchzubekommen. Das Spiel besteht also, wie für Ami-Sportarten üblich, aus einer Mischung zwischen Defensive und Offensive, Taktik, Kraft und Ausdauer. Das sieht auf den ersten Blick aus wie 60 Minuten reines Chaos. Um das Chaos einzudämmen, sind fünf bis sieben Schiedsrichter*innen schwer damit beschäftigt, das Einhalten der Regeln zu überprüfen. Erlaubt ist beispielsweise Blocken mit dem Hintern, den Hüften oder der Schulter; Unterarme und Beine hingegen sind tabu.

Roller Derby Herstory: It's a grrrl thing

Roller Derby wurde in den 1930er Jahren in den USA erfunden und war anfänglich als Marathonrennen auf Rollschuhen gedacht, bei denen Teams über 50.000 Runden fahren mussten. Wer diese tagelangen Rennen am längsten durchhielt, gewann. In den 1970ern war die Sportart in erster Linie ein fulminantes Spektakel, das sich mit dem heutigen Wrestling vergleichen lässt: Waghalsige Rempeleien und Stunts ließen sich gut kommerzialisieren - besonders dann, wenn Frauen im Rampenlicht standen. Obwohl ausverkaufte Stadien zum Regelfall wurden, flaute der Trend relativ schnell wieder ab und Roller Derby verschwand von der Bildfläche.
Erst Ende der 90er feierte der Sport sein Comeback: Beeinflusst durch das Riot-Grrrl-Movement und die dritte Welle des Feminismus, griffen Frauen den Sport selbstbestimmt und mit einer geballten Ladung an Punkattitüde wieder auf. 2004 wurde die WFTDA (Women's Flat Track Derby Association) gegründet - als internationaler Sportverband, der sowohl sportliche Regeln als auch politische Grundprinzipien dieser Sportart festlegt. Eine klare Haltung gegen Sexismus, Rassismus, Trans- oder Homophobie und weitere Formen von Diskriminierung ist in der Policy der WFTDA verankert und insofern seit der Gründung des heutigen Roller Derby fundamental. Im Gegensatz zu vielen anderen Sportarten wird Roller Derby immer noch hauptsächlich von Frauen* ausgeübt.

Kein Boys' Club und neue Rollen_bilder

Männlich besetzte Sportarten werden implizit als eine Art Norm verstanden, die nicht eigens benannt werden muss: Wenn wir von Fußball reden, wissen wir, dass Männerfußball gemeint ist, ansonsten heißt es Frauenfußball; ähnliche sprachliche Asymmetrien zeigen sich beispielsweise auch in Ausdrücken wie Damenabfahrt oder Damentour. Das trifft auf Roller Derby nicht zu: Da seit Beginn hauptsächlich Frauen* daran beteiligt waren, wird diese Sportart nicht bloß als Alternative zu einer "männlichen" Sportart verstanden. Inzwischen gibt es zwar Männer-Teams, diese sind aber deutlich in der Unterzahl. Manche Teams haben männliche Cheerleader (zum Beispiel die Fearleader in Wien), und auch Officials sind häufig männlich.

Grundsätzlich versucht Roller Derby verbreitete und starre Geschlechterklischees auf lustvolle Art und Weise umzukrempeln. Auf dem Spielfeld geht es nicht gerade zimperlich zu – klassischen Vorstellungen von Weiblichkeit wird absichtlich getrotzt. Das bedingt sich einerseits durch die Härte und Aggressivität des Spiels; andererseits auch dadurch, dass bewusst mit Klischees und der damit verbundenen Ästhetik gespielt wird – Netzstrümpfe, Hotpants, Glitzer, Lippenstift usw. sind häufig Teil des Empowerments, müssen es aber nicht sein. Insofern werden stereotype Denkmuster und klassische Zuschreibungen gern herausgefordert.

Herrklärungen als Lifehacks für den Derby-Alltag

Selbstverständlich bleibt aufmunterndes Mansplaining dadurch nicht aus: In meinem Umfeld sind mir viele lässige Sprüche und Kommentare betreffend Roller Derby zu Ohren gekommen, wie etwa der Hinweis, dass wir in Erwägung ziehen sollten, Kniebeugen in unser Training einzubauen. Daran haben wir vorher natürlich nie gedacht! Zudem sei der Sport ja auch "nicht gerade sexy". Ein Bekannter hat mir sogar davon abgeraten, Roller Derby auszuüben: Das

komme bei anderen Männern nämlich nicht so gut an! Hilfreiche Tipps, an die ich gern denke, wenn ich auf dem Track jemanden wegräumen soll. Alltagssexismen liefern schließlich erst recht Motivation, feministisch rabiat und gleichzeitig aktiv zu werden – und das natürlich am besten im Kollektiv.

Smells like Team Spirit

Roller Derby ist selbstorganisiert. Das heißt, dass es keine*n Trainer*in von außen gibt, sondern die Trainings kollektiv gestaltet und abgehalten werden; Entscheidungen werden demokratisch getroffen; und auch Heimspiele, Auswärtsfahrten und alles andere wird in DIY-Manier geplant. Das mag einige Treffen erfordern, viel Geduld und Zeit. Glücklicherweise ist die "Roller Derby Szene" aber sehr gut vernetzt und gegnerische Teams helfen sich, wo es nur geht. So kommt es nicht selten vor, dass Teams mit Gastskater*innen anreisen. Damit unterscheidet sich Roller Derby deutlich von vielerlei anderen Sportarten: Konkurrenz außerhalb der konkreten Spielsituation ist nicht wirklich ein Thema. Viel eher geht es darum, den Sport stärker zu etablieren und eine offene, solidarische Atmosphäre zu schaffen mit möglichst vielen Möglichkeiten des Empowerments.

Empowerment NOW!

Dass Roller Derby das Zeug hat, emanzipatorisch zu sein, liegt auch am Element der Körperbetonung selbst: Grundvoraussetzungen zur Ausübung des Sports gibt es zunächst keine – Körperform oder -größe sind gänzlich unwichtig. Alles kann von Null auf erlernt werden. Die häufigen Trainings stärken dabei nicht nur die technischen Skills, sondern auch das Vertrauen in den eigenen Körper, das Frauen* allzu oft gesellschaftlich nicht zugestanden wird. Roller Derby bietet insofern eine Möglichkeit, auf eine produktive Art und Weise aggressiv zu sein oder es zu werden. Die mit Stürzen und Bodychecks verbundene Körperbejahung und das Erfahren der eigenen Stärke haben durchaus Potenzial, sich auch auf andere Lebensbereiche positiv auszuwirken.
Emanzipatorisch wirkt darüber hinaus wohl auch ein Relikt aus der überzogenen, show-lastigen Zeit der 70er: die Kampfnamen, welche Skaterinnen auf ihrem Dress tragen sind kreativ, furchteinflößend, selbstironisch - und auf alle Fälle ziemlich badass (vgl. Stevil Wonder, Eve Massive, Bad Trisha) - und ermöglichen den Spieler*innen ein individuelles Alter Ego auf dem Track.

Wo kann ich mich einschreiben?

Das erste österreichische Roller Derby Team wurde 2011 in Wien gegründet. Inzwischen gibt es Teams in Graz, Linz, Salzburg und Innsbruck (alle auf Facebook und Instagram vertreten) – seit 2017 wird auch alljährlich eine Österreichische Meister*innenschaft ausgetragen. Zur Beruhigung für alle Südtiroler*innen: In Bozen gibt es auch ein Team.
Die meisten Teams bieten regelmäßig Schnuppertrainings an, und Roller Derby scheint ständig zu wachsen. Die Community ist sehr gut vernetzt, so dass Spiele in ganz Europa möglich sind. In Europa gibt es rund 500 Teams, die gerankt sind und insofern offiziell gegeneinander antreten können. Mit den Fearless Bruisers war ich beispielsweise schon in Palermo, Luzern und Vicenza; 2021 fahren wir nach Island – auch einer der vielen Gründe, warum ich den Sport nur weiterempfehlen kann. Go for it, grrrls!!

(Nicht-)Zugehörigkeit(en)

von Dietmar A. Meister

*Für viele Südtiroler*innen im Ausland ist schon die Frage "Woher kommst du?" nicht einfach zu beantworten. Sie impliziert die Forderung nach einer eindeutigen Zuordnung zu einem bestimmten geografischen Raum. Doch eine derartige Eindeutigkeit widerspricht der Komplexität, nach der individuelle Zugehörigkeitskonstruktionen gestaltet sind. Das zeigen die Geschichten von Adam, Irina und Martin – drei von rund 7.000 Südtiroler*innen in Wien.*

Adam lebt seit drei Jahren in Wien. Seine bisherige Lebensgeschichte könnte man als „studentische Normalbiografie" bezeichnen. Er entstammt einem finanziell abgesicherten Elternhaus, was ihm die Freiheit verschafft, seinen Lebensweg nach seinen Interessen zu gestalten. Seit Adams Geburt haben seine Eltern, beide Akademiker*innen, Geld für sein späteres Studium angespart.
Nach der Matura verbrachte Adam ein freiwilliges soziales Jahr in Leipzig. In dieser Zeit löste er sich vom Elternhaus, lernte ein selbstständiges Leben zu führen. Nach Wien ziehen, wie es seine Freunde getan haben, ja, wie es in seinem Umfeld geradezu üblich war, wollte er nicht. Er wollte stattdessen seinen eigenen Weg gehen und sich so – zumindest vorerst – „von den anderen abgrenzen", wie er sagt.
In Leipzig erlebte er, was es heißt, einsam zu sein. Seine Arbeitskolleg*innen waren alle deutlich älter als er, Gleichaltrige kannte er nicht. So entwickelte sich in ihm zunehmend das Bedürfnis, wieder in der Nähe seiner Freund*innen zu sein. Er vermisste es, sich mit ihnen im Dialekt unterhalten zu können. Folgerichtig zog er von Leipzig nach Wien.
Er schrieb sich an der Uni ein, merkte aber bald, dass er seine Zeit viel lieber nutzt, um Musik zu machen. Gemeinsam mit ein paar Wienern gründete er eine Band. Erfolgreiche Auftritte folgten. Dass er sein Studium dabei vernachlässigte, war kein Problem – zum einen, weil er ja auf das Polster seiner Eltern zurückgreifen konnte, zum anderen, weil ihm das Studieren insgesamt leichtfiel und er deshalb auch mit wenig Aufwand vorankam.
Über die Musik hat Adam zunehmend ein Zugehörigkeitsgefühl zur Stadt Wien und ihren Bewohner*innen entwickelt. Eine starke Zugehörigkeit zu Südtirol empfand er hingegen noch nie, auch wenn er von seiner Herkunftsgegend ein durchwegs positives Bild hat. Er findet es zwar angenehm, „Dialekt reden" zu können, aber nicht, weil der Dialekt für ihn ein zugehörigkeitsstiftendes Element ist, sondern weil er das Reden im Dialekt als angenehmer, als weniger anstrengend empfindet.

Abgrenzung und Neustart

Ganz anders ist das bei Irina: Der Dialekt kann ihr gestohlen bleiben. Ihren Umzug nach Wien nahm sie zum Anlass für einen „Neustart", wie sie sagt. Sie grenzte sich von Beginn an bewusst von Südtiroler*innen ab, wollte ihnen „immer irgendwie zeigen, dass ich nicht wirklich zu euch gehöre". Diese Nicht-Zugehörigkeit ist ihr wichtig.

Gleichzeitig sehnt sie sich jedoch nach Anerkennung, sie will dazugehören – jedoch nicht zu einer natio-ethno-kulturellen Gemeinschaft, sondern zu einer sozioökonomischen Schicht.
Ihr Lebensgefährte, den sie in Wien kennengelernt hat, kommt aus einer wohlhabenden Familie. Um von ihm, seinen Verwandten und seinen Freund*innen als ihresgleichen betrachtet zu werden, unternimmt Irina einiges. Das wichtigste Element dabei ist die Sprache. In Wien angekommen, hat sie gleich damit begonnen, ihre Aussprache in Richtung Hochdeutsch zu verändern. „Ich wollte so gut 'Deutsch' lernen, dass man mir nicht mehr anhört, dass ich aus Südtirol komme", erinnert sie sich.
„Schönes Hochdeutsch" zu sprechen sollte ihr den Weg für den gewünschten sozialen und ökonomischen Aufstieg ebnen. Mit dem Südtiroler Dialekt verbindet Irina hingegen alles, was sie nicht will: Das bäuerliche Umfeld, aus dem ihre Mutter stammt. Und den Lebensentwurf ihrer Mutter, die für Irina eine von ihrem Ehemann abhängige, „stehengebliebene" Hausfrau und Bäuerin ist, die ihre Chancen auf Bildung und Karriere nie wahrgenommen hat. Irina will „weiterkommen", will eine emanzipierte, finanziell unabhängige, beruflich erfolgreiche Frau sein.
Zur Stadt Wien und ihrer Bevölkerung hat Irina in fünf Jahren keine intensive Beziehung aufgebaut. „Mir kommt oft vor, dass ich nie so ein Zugehörigkeitsgefühl gehabt hab", sagt sie. Wie lange sie in Wien bleiben wird, weiß also niemand. Fest steht nur: Eine Remigration nach Südtirol ist für sie unvorstellbar.

Wien als Projekt

Für Martin hingegen ist Wien wie ein Projekt, das irgendwann begonnen hat, irgendwann aber auch zu Ende gehen wird. Martin ist nicht in Südtirol geboren, sondern in der Schweiz. Als er drei Jahre alt war, zog seine Mutter mit Martin zu seinem Vater nach Südtirol, wo die Familie in einem kaum besiedelten Seitental auf einem Hof wohnte. In seiner Kindheit und Jugend verbrachte Martin immer wieder Zeit in der Schweiz, sein Lebensmittelpunkt lag aber

in Südtirol. Immer schon fühlte er sich mindestens zwei Orten gleichzeitig zugehörig.
Mit der Schweiz verknüpft er vor allem Erinnerungen an die Zeit, die er mit seinem Vater auf der Alm verbracht hat. Und an seine spätere Arbeit als Skilehrer, die ihm neben der Studienbeihilfe das Geld einbrachte, das er in Wien zum Leben brauchte. Der Staat Italien spielt für Martins Zugehörigkeitskonstruktionen keine große Rolle. Als Italiener präsentiert er sich nur situativ, zum Beispiel, wenn er wen kennenlernt und positive Zuschreibungen in Bezug auf italienisches Essen, italienischen Wein oder das Bild des Italieners als romantischem Liebhaber zu seinem Vorteil nutzen will: „Wenn's sein muss, bin ich Italiener – je nach Vorteil", sagt er dazu grinsend.
Das Zentrum von Martins Zugehörigkeitskonstruktionen bilden sein Südtiroler „Heimatort", seine Familie und ihr gemeinsames Leben als „Höfer", sprich Bergbauern. Seine Familie hatte nie viel Geld. Dass er einmal studieren würde, war nicht abzusehen. Seine Schulzeit war für ihn eine Herausforderung, aber bestandene Prüfungen

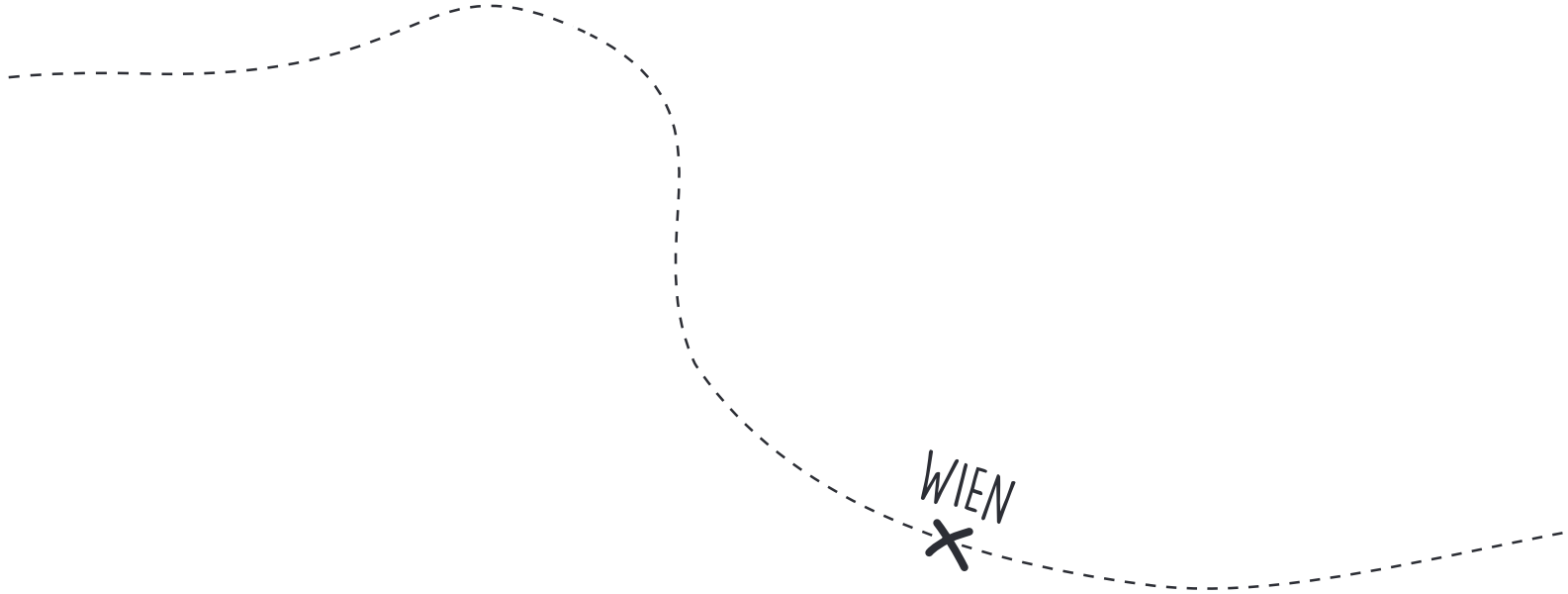
verschafften ihm das nötige Selbstvertrauen und die Motivation, seinen Bildungsweg immer weiter fortzusetzen. Nach der Matura dachte er darüber nach, wie es wäre, „so ein richtiges Studentenleben“ zu führen, angelegt wie eine Art Projekt auf absehbare Zeit.
Gemeinsam mit drei Freunden übersiedelte er nach Wien und erlebte gleich in den ersten Monaten mehrere Rückschläge. Zwei seiner Freunde zogen noch im ersten Semester nach Südtirol zurück. Dann erreichte ihn unerwartet die Nachricht, dass sich seine Eltern getrennt hatten. Das Studium geriet immer weiter in den Hintergrund, er sammelte zu wenige ECTS-Punkte, was wiederum neue finanzielle Probleme nach sich zog. Eine Südtirolerin, die er an der Uni kennengelernt hatte, gab ihm in dieser Zeit den nötigen Halt. Mit ihrer Hilfe schaffte er es, diese prekäre Situation zu bewältigen. Er vermietete sein Zimmer, ging über den Sommer auf die Alm, um Geld zu verdienen, zog dann ins Studentenheim. Von da an entwickelte sich das Heim zu seinem zentralen Bezugspunkt. Und Wien wurde für ihn zum Abenteuer, bei dem es vor allem darum ging, Erfahrungen zu sammeln. Auch wenn er mittlerweile schon vier Jahre in Wien ist, umgibt sich Martin, wie viele andere auch, bis heute vor allem mit Südtiroler*innen – „aus praktischen Gründen“, wie er sagt, und weil er so reden will, wie ihm „der Schnabel gewachsen ist“. Martins Bezug zu seinem Südtiroler „Heimatort“ ist nach wie vor stark. Allerdings hat er sich in Wien „weiterentwickelt“, wie er sagt, und „neue Ansichten vom Leben und ein bisschen einen Weitblick“ gewonnen. Ob er nach dem Abschluss seines Studiums nach Südtirol zieht oder doch in die Schweiz, ist offen – dass er aus Wien weggehen, sein Projekt abschließen wird, steht hingegen fest.

Zugehörigkeiten sind nicht primitiv

Die drei Beispiele zeigen, wie verschieden Zugehörigkeitskonstruktionen sein können, und wie vielfältig die Faktoren, die Zugehörigkeiten herausbilden, verfestigen oder verändern. Während Adam durch seine Band immer mehr an Wien gebunden wird, dazwischen aber immer gern nach Südtirol fährt, will Irina von Südtirol und vor allem von den Südtiroler*innen nichts mehr wissen. Martin hingegen ist und bleibt „Südtiroler“ – und gleichzeitig „halber Schweizer“, wie er sagt.
Die Beispiele zeigen auch – am deutlichsten in Irinas Fall –, wie verschiedene Zugehörigkeiten, etwa natio-ethno-kulturelle, sozioökonomische und geschlechtsbezogene, gleichzeitig wirken. Welche Zugehörigkeiten jeweils von subjektiver Bedeutung sind, ist zum einen von den konkreten Lebensumständen und Handlungsproblemen abhängig, zum anderen aber auch von situativen Rahmenbedingungen.
Zugehörigkeiten sind nicht primitiv, nicht statisch, nicht unveränderbar und schon gar nicht „angeboren“. Zugehörigkeiten sind vielschichtig und wandelbar. Sie bewegen sich im Spannungsfeld zwischen subjektiven Einstellungen und äußeren Umständen. Die verschiedenen Zugehörigkeiten, die jedes Individuum in sich vereint, greifen ineinander und beeinflussen sich wechselseitig.
Wenn man also etwa über die Zugehörigkeitskonstruktionen eines Menschen erfahren möchte, muss der Vereinfachung widerstanden, auf Fremdzuschreibungen verzichtet und dem Gegenüber jede Möglichkeit der Positionierung und Nicht-Positionierung offengelassen werden. Mit anderen Worten: Wenn es jemandem schwerfällt, die Frage „Woher kommst du?“ zu beantworten, liegt dies in erster Linie daran, dass die Frage einfach zu primitiv ist, um der Komplexität von Zugehörigkeitskonstruktionen gerecht zu werden.

Lieber D, ich schreibe Ihnen…

von Daniel Brandlechner



Lieber D,

ich schreibe Ihnen ich ein großes Problem habe. Die Anrede liegt im Ermessenspielraum. Ein Verbindungswort fehlt, die Satzstellung wurde aber berücksichtigt: Ich schreibe Ihnen. Warum? Ich habe ein großes Problem. Ich schreibe Ihnen, weil ich ein großes Problem habe. Auch möglich ist: Ich schreibe Ihnen, da ich ein großes Problem habe. Ich las die Anrede, den Haupt- und den fehlenden Nebensatz ein zweites Mal. Lieber D, ich schreibe Ihnen ich ein großes Problem habe. Ein Problem? Ein großes? Was für ein Problem, noch dazu ein großes, kann diese Person haben, die wie lange schon in Europa lebt? Lesend wurde meine Aufmerksamkeit größer, so las ich weiter. Ich habe schon am 30.09.20-- ein Zimmer in Ihrem Hotel reserviert. Schon? Schon habe ich ein Zimmer reserviert? Ich erkannte in diesem Wort keinen Ausdruck, dass etwas früher oder schneller als erwartet oder geplant, eingetreten oder geschehen war. Auch erkannte ich weder ein Erstaunen noch ein Unbehagen darüber, dass etwas mehr als geschätzt, vermutet oder gewünscht wird. Hier wurde Stärke erzählt! Warum verstärkt diese Person emotional eine Feststellung oder eine Aussage? Ich habe schon ein Zimmer reserviert. Welche Konsequenz erwartet sich diese Person im Falle der Realisierung ihrer Absicht? Zustimmung? Akzeptanz? Bestätigung? Lob? Warum unterstreicht diese Person die Wahrscheinlichkeit ihrer Aussage? Höre ich hier einen zuversichtlichen Ton als Reaktion auf bestehenden Zweifel? Ich erinnere mich, wie ich im Wörterbuch etwas weiter nach unten ging und wie ich dort einige Beispielsätze las, es waren einige von vielen: Es wird schon gut gehen, wieder werden. Das wirst du schon schaffen. Ich hörte in diesen Sätzen den zuversichtlichen Ton wieder, der meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Schon ein Zimmer reserviert zu haben, das ist aber nicht zuversichtlich, sondern sein Gegenteil. In dem Wort schon hörte ich keine Zuversicht, aber den Wunsch

nach Zuversicht, ich hörte ihre Abwesenheit und ihr Fehlen, ihr Nichtvorhandensein. Keine Zuversicht, sondern eine Absicht. Ich las nun den Auftrag, nicht das erste Mal, sondern schon ein zweites oder ein drittes Mal: Schreiben Sie einen Brief/ein E-Mail zu diesem Thema: Sie haben für den Urlaub ein Zimmer in einem Hotel reserviert. Sie können aber leider nicht auf Urlaub fahren und möchten das Zimmer stornieren. Diese Person, die vielleicht mehr Mensch ist als die Büropersonen, die hinter der Vorgabe stecken, musste darauf eingehen und reagieren, ungeachtet der Tatsache, dass sie für den 4. Juli den Urlaub wahrscheinlich nicht reserviert hat. Ich habe für den 4. Juli den Urlaub reserviert. Warum hat diese Person am 30. September ein Zimmer für den 4. Juli gebucht? Ist der 4. Juli, ein Datum, das vielleicht nur zufällig mit dem amerikanischen Tag der Unabhängigkeit zusammenfällt, ein Tag, auf Urlaub zu fahren? Warum wird sich die Person dann bewusst, dass sie für den 4. Juli den Urlaub reserviert hat, jetzt kann sie aber nicht fahren, weil sie eine wichtige Prüfung, die Stornierung, hat? Ich kann aber leider nicht auf Urlaub fahren, weil ich eine wichtige Prüfung am gleichen Tag habe. Ich möchte gerne das Zimmer stornieren. Dankeschön für Ihr Verständnis.

Mit freundlichen Grüßen

Menschen stellen Sprachprüfungen vor Herausforderungen. Sprachnachweise weisen eine strukturelle Ähnlichkeit mit mittelalterlichen Ablassbriefen auf. Sie kosten beispielsweise ein halbes Vermögen.

Für gute Studienbedingungen in ganz Europa

von Manuel Gruber

*Die Südtiroler HochschülerInnenschaft ist die Vertretung der Südtiroler Studierenden. Doch welche Studierendenvertretungen gibt es sonst in Europa? Vertreter*innen anderer europäischer Studienvertretungen erzählen im Interview, welche Themen sie aktuell beschäftigen, wie sie aufgebaut sind und welche Motive die Kolleg*innen jeweils motivieren.*

WIEN

Sabine Hanger ist Vorsitzende der Österreichischen Hochschülerinnen- und Hochschülerschaft (ÖH).

Welche Themen beschäftigen euch als Studierendenvertretung aktuell besonders?

Unsere Hochschulen hinken beim Thema Digitalisierung im internationalen Vergleich extrem hinterher. Auf unseren Hochschulen fehlen die digitalen Lehrinhalte und die Infrastruktur. Hier muss noch viel getan werden. Auch das Thema Nachhaltigkeit ist mir ein persönliches Herzensanliegen. Für ein nachhaltiges Österreich müssen wir alle einen Beitrag leisten. Vor allem das Studierendenticket ist mir extrem wichtig. Unser langfristig großes Ziel, wäre ein österreichweit einheitliches Studierendenticket zu einem sozialverträglichen Preis.

Wie würdest du die ÖH beschreiben?

Ich bin erst seit kurzem Vorsitzende der ÖH. Bisher war die ÖH seit 2 Jahrzehnten fast durchgehend links dominiert. Die linke Koalition ist aber in der größten Krise der zweiten Republik an ideologischen Kämpfen zerbrochen. Wir wagen jetzt, als neuer Vorsitz, einen Neustart. Wir wollen alle Fraktionen innerhalb der

ÖH ins Boot holen und gemeinsam endlich etwas für die Studierenden nach vorne bringen. In der neuen ÖH stehen die Anliegen und Bedürfnisse von uns Studierenden über jeder Ideologie.

Warum engagierst du dich als Studierendenvertreter?

In der größten Gesundheits- und Wirtschaftskrise, die vor allem uns Studierende besonders hart trifft, braucht es eine starke und handlungsfähige Studierendenvertretung. Mich persönlich hat es eigentlich anfangs aus eigener Orientierungslosigkeit in meinem Studium zu meiner lokalen Vertretung gezogen. Aber je mehr ich mich in meiner studieneigenen Beratung und Vertretung engagiert habe, desto mehr habe ich gemerkt wie wichtig es ist, dass wir Studierende eine starke Vertretung auf allen Ebenen haben.

Das Interview mit Sabine Hanger wurde im Gegensatz zu den anderen beiden Interviews Anfang Oktober 2020 geführt, nachdem es an der Spitze der ÖH einen Wechsel gegeben hat. Die beiden anderen Interviews wurden Ende Oktober 2019 geführt.

BERLIN

Leonie Ackermann ist Mitglied des Vorstandes des freien zusammenschluss von student*innenschaften (fzs) in Deutschland.

Welche Themen beschäftigen euch als Studierendenvertretung aktuell besonders?

Kürzlich machten wir mit der Kampagne “Lernen am Limit” auf die prekären Rahmenbedingungen für Studierende aufmerksam. Durch den Sanierungs- und Investitionsstau an den Hochschulen herrscht vielerorts Raumknappheit und die exzellenzorientierte Mittelvergabe sorgt für ungleiche Lehr-, Lern- und Forschungsbedingungen. Wir setzen uns außerdem für eine bessere Studienfinanzierung von staatlicher Seite ein und fordern eine studierendenfreundliche Wohnungspolitik.
Auch veranstalteten wir kürzlich einen Winterkongress zum Thema “Antiziganismus” (die Abneigung oder Feindschaft gegenüber Sinti und Roma, Anmerkung der Redaktion), den

Zukunftskongress Studium und Lehre und den Bundeskongress studentische Sozialpolitik. Im Rahmen der Kampagne “Frist ist Frust” arbeiten wir, zusammen mit anderen bildungspolitischen Akteur*innen, für weniger befristete Arbeitsverhältnisse an Hochschulen.

Wie würdest du den fzs beschreiben?

Der freie zusammenschluss von student*innenschaften (fzs) e.V. ist der überparteiliche Dachverband von Studierendenvertretungen in Deutschland und vertritt bundesweit die sozialen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Interessen von Studierenden gegenüber Hochschulen, Politik und Öffentlichkeit.

Warum engagierst du dich als Studierendenvertreterin?

Mir sind gute Studienbedingungen für alle wichtig. Außerdem ist Bildungspolitik Gesellschaftspolitik und da gibt es viele Baustellen, bei denen es nötig ist, sich aktiv einzubringen und sich Gehör zu verschaffen.

ROM

Enrico Mazzo è il Responsabile dell’Organizzazione Nazionale dell’UDU - Unione degli Universitari.

Quali sono le questioni più brucianti al momento per la rappresentanza studentesca?

Le questioni relative alla rappresentanza studentesca sono molte. Partendo dal livello locale, sulle singole università, sarebbe per noi importante spingere con urgenza sulla riconversione ecologica dei nostri atenei: vorremmo che le università diminuissero di molto il loro impatto ambientale attuale, che venisse finanziato il settore della ricerca rispetto alle fonti sostenibili e al campo della sostenibilità ambientale, che si eliminassero completamente gli sprechi e gli eccessi, eliminando le plastiche e l’eccessivo utilizzo di materiale monouso. Un altro problema importante, per noi, è quello del diritto di voto a chi non vive più nella sua città di residenza: non ci sono possibilità di esercitare il diritto di voto per gli studenti che vivono lontano da casa e che non possono permettersi di tornare a causa delle proprie condizioni economiche. Ci interessa inoltre ottenere maggiori servizi ed agevolazioni per gli studenti: è importante che non

vengano considerati cittadini di serie B delle città, e che quindi possano accedere ad abbonamenti agevolati per il trasporto su rotaie e su gomma.
Sul piano nazionale invece la questione più dirimente riguarda il diritto allo studio, infatti al momento è un servizio garantito solo in alcune regioni e a macchia di leopardo in tutto il paese, mentre ancora sono presenti ogni anno circa 10.000 idonei non beneficiari, coloro che non ricevono la borsa di studio pur avendone tutti i requisiti per mancanza di fondi. Inoltre, l'università pubblica italiana sta diventando sempre più chiusa, mentre osserviamo il proliferare di numeri chiusi e programmati nei corsi di studio unitamente a un costante incremento delle tasse universitarie, che nella maggior parte dei casi sforano persino il limite legale, a causa di una contrazione del fondo di finanziamento ordinario nazionale per gli atenei, dovuto a precise scelte politiche, che si sono susseguite con gli ultimi governi. Bisogna su questo invertire la rotta e tornare a investire e finanziare l'istruzione, la formazione e la conoscenza, per permettere a tutti di accedere all'università.

Come descriveresti l´UDU?

L'UDU è una confederazione di singole realtà che esistono nella gran parte delle città universitarie italiane, da Nord a Sud. Si occupa dei diritti degli studenti dal 1994, occupandosi di rappresentanza studentesca, a livello locale e non solo, facendo promozione culturale e sociale su più livelli e occupandosi di temi quali l'ambiente, l'antimafia, la valorizzazione della diversità e dell'inclusione.

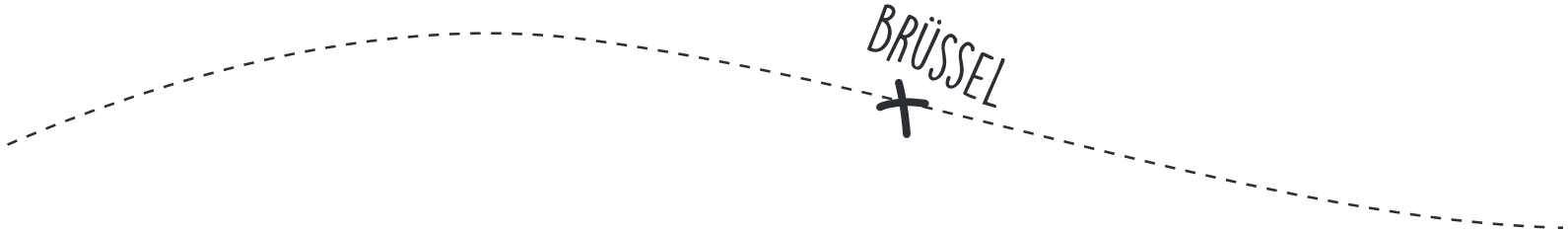
Perché ti impegni come rappresentante studentesco?

Per l'UDU, è lo studente a poter cambiare la propria università e la società in cui vive, impegnandosi concretamente e mettendosi in gioco in prima persona. Ecco perché mi impegno come rappresentante e come cittadino assieme ai moltissimi che, come me, fanno parte di questa associazione. Soprattutto in un periodo in cui sembra che gli studenti siano disillusi, credo che proprio da noi debba venire quella forza propositiva che permette di concretizzare studio, idee e modelli approfonditi con grande competenza. Vogliamo essere punto di riferimento per tutti quegli studenti che hanno voglia di impegnarsi e di lavorare con persone che condividono con loro questo sentimento e i valori che portiamo avanti.

Wir und Europa

von Theresia Morandell

*Europa ist aktuell wie nie. Zuerst die Eurokrise, dann die Migrationsthematik, Haushaltstreitigkeiten und nicht zu vergessen: immer wieder Brexit, Brexit, Brexit. Lange Zeit wurde die EU als schlafender Riese wahrgenommen, existent aber wenig beachtet, ein Bürokratiemonster mit Sitz im weit entfernten Brüssel. In den letzten Jahren ist sie aber erwacht. Immer stärker findet sie Einzug in öffentliche Debatten ebenso wie in unsere alltäglichen Gespräche. Aber was genau denken Europäer*innen eigentlich über ihre Union? Was verbinden sie mit ihr – über die allseits bekannten Dauerbrenner-Themen hinaus? Europaweite Umfragen, die im Auftrag der Europäischen Kommission regelmäßig durchgeführt werden, erlauben uns einen spannenden und vielseitigen Einblick in die Ansichten und Einstellungen unserer europäischen Mitbürger*innen.[1] Zeit für ein kleines Stimmungsbild.*



Im krisengebeutelten Europa drehen sich Diskussionen häufig um Nachteile, Schwächen und Fehler der europäischen Integration. Dennoch sind zwei von drei Europäer*innen der Meinung, dass ihr Land weiterhin davon profitiert, ein Teil der Union zu sein. Inhaltlich kann die EU hier vor allem mit einem Aspekt bei ihren Bürger*innen punkten: die Wirtschaft.

It's the economy, stupid!

Gut die Hälfte der Europäer*innen findet, dass die Wirtschaft auf europäischer Ebene gut dasteht. Das war nicht immer so. 2011, zu Zeiten der Eurokrise, war eine große Mehrheit vom Gegenteil überzeugt. Vor allem der Binnenmarkt und der damit einhergehende freie Verkehr von Personen, Gütern und Dienstleistungen ist in den Augen der Europäer*innen eine der bedeutendsten Errungenschaften der EU. Die Union trägt generell zum Wirtschaftswachstum bei, schafft neue Arbeitsplätze und ermöglicht es, in anderen europäischen Staaten zu leben, zu arbeiten oder zu studieren. Auch die Vorteile des noch relativ jungen, digitalen Binnenmarkts und stärkere, europaweite Konsumentenrechte sind hoch im Kurs. Europäer*innen schätzen aber nicht nur die wirtschaftlichen Vorteile, die mit der EU einhergehen. Als weitere Errungenschaft werden die weitestgehend unsichtbaren, frei passierbaren innereuropäischen Grenzen angesehen, ebenso wie der lang anhaltende Frieden und die bessere und verstärkte Zusammenarbeit zwischen den EU-Mitgliedstaaten.

Aktuelle Herausforderungen

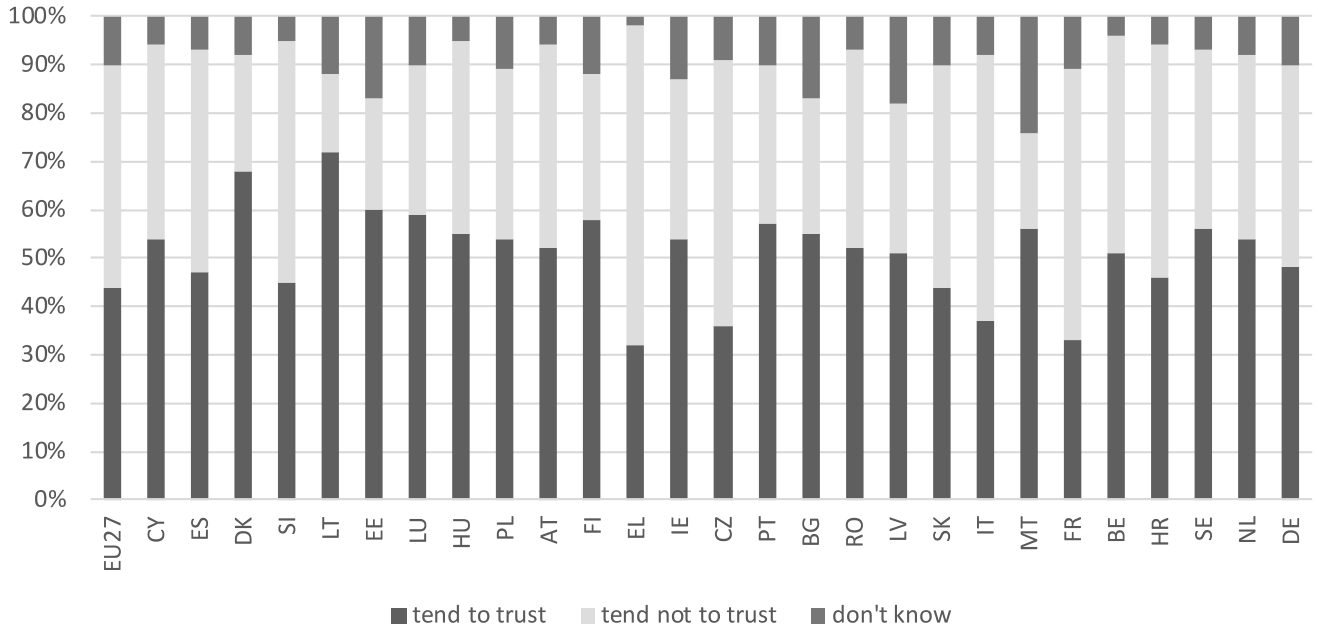
Neben den Errungenschaften der letzten Jahre und Jahrzehnte stehen aber auch vielseitige Herausforderungen, denen sich die EU jetzt und in Zukunft stellen muss. Hier ist Migration nach

wie vor ein dominantes Thema in den Augen vieler Europäer*innen, das zuletzt aber an Brisanz verloren hat. Inzwischen holt ein weiteres Anliegen an Wichtigkeit auf: der Klimawandel. In Ländern wie Dänemark, Irland, Luxemburg, Schweden und Finnland wird er als wichtigste aktuelle Herausforderung für die Union angesehen, noch vor der Migrationsthematik. Weitere Dauerbrenner-Themen betreffen die wirtschaftliche Situation und die finanzielle Lage der Mitgliedstaaten.
Nicht zu vergessen ist schließlich das jüngste Krisenkind: die Covid-19 Pandemie. Um der Krise angemessen zu begegnen, sind zwei von drei Europäer*innen der Meinung, der EU sollten im Krisenfall mehr Kompetenzen zukommen. Jede*r Zweite fordert ein größeres EU-Budget, um die Auswirkungen der Krise besser auf europäischer Ebene abfedern zu können. Jede*r Zweite ist außerdem unzufrieden mit dem Stand der Solidarität unter den europäischen Mitgliedstaaten. Vor allem in Luxemburg, Italien, Griechenland und Spanien ist der Unmut über mangelnde Solidarität groß. Während sich Zufriedenheit und Unzufriedenheit mit den europäischen Hilfsmaßnahmen die Waage halten, beginnt die zunächst weit verbreitete, krisenbezogene Unsicherheit unter EU-Bürger*innen einer stärkeren Zuversicht und Hoffnung für die Zukunft Platz zu machen[2] .

Young Europe

Soweit das Bild der EU-Durchschnittsbürger*innen, das die Ansichten einer bunten Generationenmischung umfasst. Besonders interessant für uns Studierende ist darüber hinaus die Perspektive der jungen Europäer*innen. Auch hierzu finden wir Umfragedaten, die die Ansichten 15 bis 30-jähriger EU-Bürger*innen genauer unter die Lupe nehmen. [3]
So sehen die jüngeren Generationen Umweltschutz und den Kampf gegen den Klimawandel klar als

Vertrauen im EU-Durchschnitt



wichtigste aktuelle Herausforderungen für die EU an. Weitere Prioritäten sieht die Jugend in der Verbesserung der (Aus)Bildungsmöglichkeiten, sowie im Kampf gegen Armut und gegen wirtschaftliche und soziale Ungleichheiten.
Annähernd jede*r Dritte 15-bis 30-Jährige hat sich bereits in einem anderen EU-Land aufgehalten, nicht als Tourist*innen, sondern um dort zu studieren, zu arbeiten, an Austauschprogrammen teilzunehmen, eine Ausbildung zu absolvieren oder Freiwilligenarbeit zu leisten. Damit zeichnet sich das Bild einer sehr mobilen Generation ab, welche die Europäische Union lebt und die Vorteile des freien Personenverkehrs ausgiebig nutzt. Und es besteht der Wunsch nach mehr: Schulen und Universitäten sollten auf europäischer Ebene noch besser vernetzt werden und auch sozial oder wirtschaftlich schwächer gestellte Jugendliche sollten in den Augen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen mehr Möglichkeiten erhalten, an europäischen Austauschprogrammen teilzunehmen. Mobil sollte schließlich jede*r sein.

Von Euroskepsis und Vertrauen

Zeit, sich vom Inhaltlichen abzuwenden und ganz allgemein die Vertrauensfrage zu stellen: Wie stehen Europäer*innen ihrer Union grundsätzlich gegenüber – vertrauen sie ihr?
Hier gibt es noch Luft nach oben, denn durch die Euro- und Migrationskrise wurde das Vertrauen der Europäer*innen in die EU empfindlich gestört. Zwischen 2011 und 2015 sprach nur jede*r Dritte der Union das Vertrauen aus. Inzwischen sieht die Situation wieder etwas besser aus und 44 Prozent der Bürger*innen haben Vertrauen in die EU. Letztere genießt damit eine deutlich größere Vertrauensbasis als nationale Parlamente und Regierungen. Am höchsten ist das Vertrauen in Litauen, Dänemark, Estland, Luxemburg und Finnland, dort verlassen sich zwischen 60 und 70 Prozent der Bürger*innen auf die EU.
Dennoch – kein Grund, sich auf diesen Lorbeeren auszuruhen. Mit 46 Prozent tendieren im europaweiten Durchschnitt weiterhin mehr

Europäer*innen dazu, der EU zu misstrauen, als ihr zu vertrauen. Besonders euroskeptisch sind die Bürger*innen in Griechenland, Italien, Frankreich und in der Tschechischen Republik. In diesen Ländern verlässt sich weiterhin nur ein Drittel der Bürger*innen auf die Staatengemeinschaft. Wie so häufig bildet Südtirol aber eine Ausnahme: Mit rund 70 Prozent erreicht das EU-Vertrauen hier und im Trentino italien- und europaweite Höchstwerte.[4]

Mein demokratisches Europa

Täglich werden weitreichende Entscheidungen auf europäischer Ebene getroffen. Vertrauen spielt hierbei eine große Rolle, denn es müssen Kompromisse gefunden werden, mit denen rund 450 Millionen Europäer*innen aus 27 Mitgliedstaaten leben müssen. Trotz der verhaltenen Vertrauensbasis in einigen Mitgliedstaaten kann die allgemeine Haltung der Europäer*innen gegenüber der EU aber nicht als insgesamt schlecht beschrieben werden. Jede*r zweite Europäer*in ist der Meinung, dass die eigene Stimme innerhalb der EU zählt und dass man mit dem Stand der Demokratie auf europäischer Ebene zufrieden sein kann. Und: Sieben von zehn Europäer*innen können sich mit der EU identifizieren und fühlen sich klar als EU-Bürger*innen. In all diesen Bereichen hat sich die Einstellung der Europäer*innen über die vergangenen Jahre hinweg in eine positivere Richtung entwickelt.

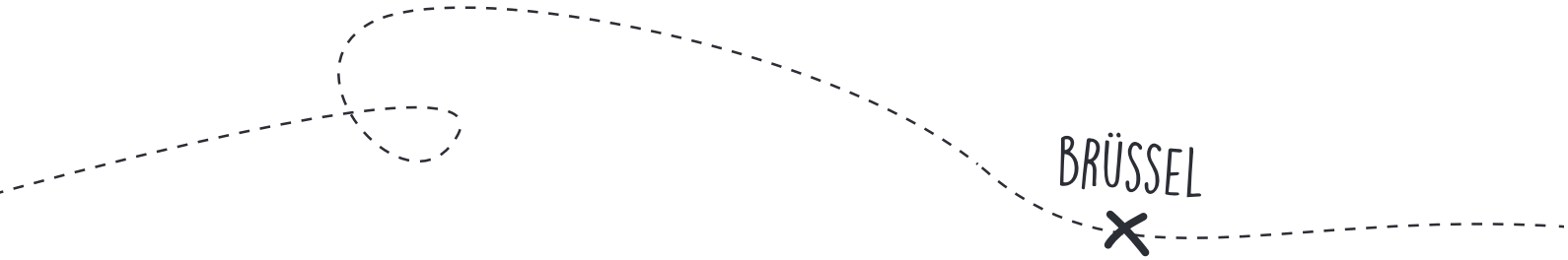
Keine weiteren Exit-Szenarien?

Groß angelegte Meinungsumfragen sind ein wertvoller Schatz, der uns vielseitige Einblicke in die Sichtweisen unserer europäischen Mitbürger*innen ermöglicht. Die daraus gezogenen Schlüsse müssen aber mit Vorsicht genossen werden: Sie repräsentieren immer nur einen Ausschnitt unserer Gesellschaft, denn es ist unmöglich, die Stimmen aller Europäer*innen in ein einziges Stimmungsbild zusammenzufassen. Die vergangenen Krisen haben zudem gezeigt, wie schnell die Stimmung kippen und sich zaghafte Aufwärtstrends umkehren können. Ein positiver Ausblick zum Abschluss bleibt uns aber: Ein bedeutender Teil der Europäer*innen schätzt Europa und will auch in Zukunft Mitglied der EU bleiben. Tatsächlich, zwei von drei Bürger*innen würden sich bei einem potentiellen Austrittsreferendum im britischen Stil für einen Verbleib in der Union aussprechen.[5] Im Kontext konkreter und angedrohter Austritte aus der europäischen Staatengemeinschaft stimmen diese Zahlen optimistisch.

Europäische Identität – Ein Essay

von Matthias Fleischmann

Was ist die „europäische Identität" und wo kommt sie her? In diesem Essay sollen drei ihrer Aspekte beschrieben und ihre Sonnen- und Schattenseiten unter die Lupe genommen werden.



Europa das Erfolgsprojekt. Noch nie in der Geschichte der Menschheit gab es etwas Vergleichbares, weshalb die Europäische Union auch als sui generis, als einzigartig in ihren Eigenschaften, bezeichnet wird. Vor einem dreiviertel Jahrhundert erschütterte ein Krieg mit noch nie dagewesenen Ausmaßen den gesamten Kontinent. Als die Waffen schlussendlich abgelegt wurden und der Krieg ein Ende fand, kam es zu einer neuen Aufbruchstimmung. Man wollte ein Europa schaffen, welches seinen Bürger*innen Frieden und Wohlstand zusichern kann, ein Europa des Zusammenhalts, mit gemeinsamer Währung, gemeinsamen Werten und – nicht zuletzt – einer gemeinsamen Identität.
Häufig finden sich Stimmen, die diese Identität mit all ihren Facetten als Idealbild propagieren. Dies hat aber zur Folge, dass die Kehrseiten der europäischen Geschichte und die zum Teil problematischen Aspekte, auf denen die europäische Identität fußt, ignoriert werden. In diesem Artikel sollen drei davon genannt und im Pro- und Kontrastil beschrieben werden, um eine einseitige Darstellung zu vermeiden. Diese drei Aspekte – das WWW der europäischen Identität – berufen sich keineswegs auf Vollständigkeit, sondern sollen einen Einblick in die historische Bedingtheit des europäischen Selbstverständnisses vermitteln und zur Debatte anregen.

Wunsch nach Frieden

Wie die letztjährige Befragung des Eurobarometers zeigte, sehen EU-Bürger*innen den Frieden zwischen den Mitgliedstaaten als eine der größten Errungenschaften der EU. 2012 erhielt die EU sogar den Friedensnobelpreis für ihre Bemühungen zur Friedenssicherung. Seit ihrer Gründung war es das Primärziel der Europäischen Gemeinschaft, einen weiteren Krieg und die damit einhergehenden schrecklichen Ereignisse zu vermeiden. Die Schuman-Erklärung von 1950, die als Startschuss der Europäischen Integration betrachtet werden kann, definiert die globale Friedenssicherung als wichtigstes Ziel der europäischen Zusammenarbeit. Der erste Stein im Fundament der modernen europäischen Identität war also der Wunsch nach Frieden und die Auffassung, dass dieser nur durch eine immer tiefergehende Zusammenarbeit erreicht werden kann. Zu Beginn wurde dieses Ziel primär durch wirtschaftliche Verflechtung der wenigen Mitgliedstaaten erreicht, vor allem aber durch die enge Zusammenarbeit Frankreichs und Deutschlands. Mit der Zeit wurden aber immer mehr Staaten in die EU aufgenommen, letztere erlangte mehr Kompetenzen und entwickelte sich zu einer supranationalen politischen Entität, die einen Großteil der europäischen Staaten unter ihr Dach des Friedens

brachte. Dies war nicht zuletzt nur möglich, da es sich bei den Mitgliedstaaten um Demokratien handelte. Die populäre politikwissenschaftliche Theorie des „Demokratischen Friedens“ geht davon aus, dass demokratische Staaten nie gegeneinander Krieg führen. Dank dieses demokratischen Friedenseffekts und durch die wirtschaftliche und institutionelle Verflechtung entstand ein Europa, das sich als Vorzeigemodell für Frieden und Kooperation sehen lassen kann.

Trotzdem ist dieses Europa nicht immanent friedlich. Demokratien mögen sich zwar nicht gegenseitig bekriegen, es gibt jedoch auch die Möglichkeit, in nicht-demokratischen Ländern kriegerisch tätig zu werden. Zwar ist die EU hier bei Weitem nicht so aktiv wie andere westliche Akteure, doch absolut friedlich ist sie dennoch nicht. So war die EU laut offiziellen Angaben des Europäischen Parlaments im Jahre 2015 der weltweit zweitgrößte Waffenexporteur und steuerte mit 26 Prozent der globalen Exporte schwerer konventioneller Waffen erheblich zur Militarisierung von Krisenherden bei, vor allem im Nahen Osten.

Auch direkte, militärische Eingriffe wurden von EU-Mitgliedsstaaten durchgeführt, so wie die Teilnahme an der von den Vereinigten Staaten geschmiedeten Militärkoalition, die sich gegen das diktatorische Regime Saddam Husseins im Irak richtete. Obwohl diese Interventionen zum Teil humanitär motiviert waren, sind es doch militärische Handlungen, die den modernen europäischen Anspruch auf Friedfertigkeit untergraben. Und auch auf europäischem Boden gab es bis in die 90er-Jahre hinein Konflikte, man denke beispielsweise an die vielen Todesopfer des Bosnienkriegs.

In Anbetracht der sich verschärfenden Interessenskonflikte mit Russland, einer zunehmenden Euroskepsis sowie dem Wiederaufstreben Chinas, kommt die Frage auf, ob der weitgehend friedliche Zustand auf dem europäischen Kontinent für die Ewigkeit gemacht ist oder ob er an den aktuellen und künftigen Herausforderungen scheitern wird.

Nichtsdestotrotz ist Europa seit dem Zweiten Weltkrieg ein Hafen des Friedens, ein Erfolgskonzept der Friedenssicherung, wie es zuvor wahrscheinlich noch nie existierte. Neben der demokratischen Herrschaftsform der Mitgliedstaaten ist dies auch deren wirtschaftlicher Verflechtung und dem langjährigen Wohlstand Europas zu verdanken, worauf im zweiten Punkt eingegangen werden soll.

Wirtschaftlicher Wohlstand

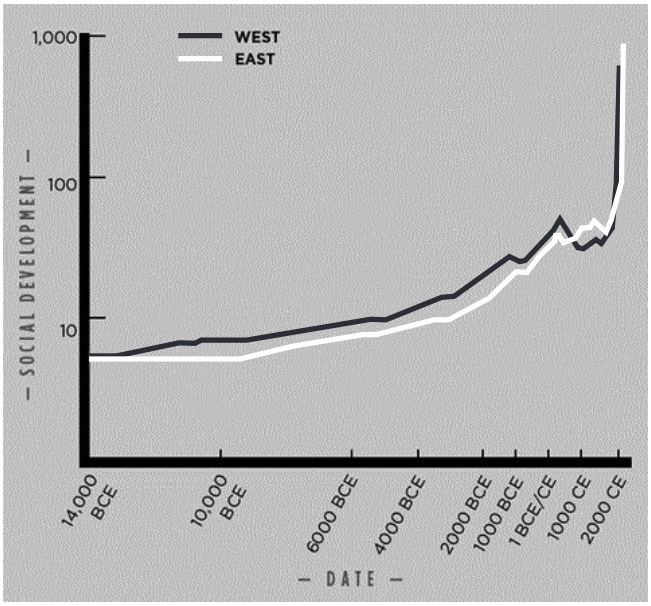
Das Europa der Nachkriegszeit war geprägt vom Willen, die durch den Krieg zerstörte Wirtschaft wiederaufzubauen. Gleichzeitig versuchten die

Vereinigten Staaten ein neues Finanz- und Währungssystem mit dem Namen „Bretton-Woods“ zu etablieren. Dieses System beinhaltete auch die Schaffung der Weltbank und des Internationalen Währungsfonds, die Europa wieder zu wirtschaftlicher Stabilität verhelfen sollten. Tatsächlich konnte das Bretton-Woods System, welches letztendlich Ausdruck für eine von den USA orchestrierte, liberale und globalisierte Marktordnung ist, gewaltige Erfolge verzeichnen. So wurde das zerstörte Europa wieder vollständig aufgebaut und auf eigene Füße gestellt, wodurch das neue Finanzsystem in Europa weitgehende Zustimmung erlangen konnte.
Der Wiederaufbau Europas nach dem Zweiten Weltkrieg mag zwar das beeindruckendste Beispiel der wirtschaftlichen Erfolge des Westens sein, es ist aber bei Weitem nicht das einzige. Vielmehr reichen diese bis weit zurück in die europäische Geschichte und wurden damit über die Jahrhunderte fester Bestandteil der europäischen Identität. Wie zerstört Europa auch war, immer fand es wieder festen Boden unter den Füßen. Städte wurden wiederaufgebaut, Hungersnöte wurden überwunden, Arbeitslosigkeit und Analphabetismus wurden dezimiert. Das nachmittelalterliche Europa war geprägt von einer progressiven gesellschaftlichen und ökonomischen Entwicklung, die in der Etablierung der EU und der immer tiefergreifenden europäischen Integration gipfelte. Heute gilt Europa als Vorzeigekontinent in puncto Lebensstandard und Wohlstand. Die Zahlen sprechen dabei für sich. Beim „Best Countries Ranking“ von 2019 waren beispielsweise 13 europäische Länder unter den besten 20 zu finden. Der Wohlstand des Westens ist jedoch nicht nur als Resultat einer Erfolgsgeschichte zu sehen, die klugen Denker*innen und fleißigen Arbeiter*innen zu verdanken ist, sondern auch als Resultat einer Geschichte von glücklichen Zufällen, sowie von Ausbeutung und Ungerechtigkeit. Im letzten halben Jahrtausend hatte der Westen das Glück, dass Rechtsstaatlichkeit und ein freies demokratisches System auf dem europäischen Boden wachsen konnten. Doch der Westen war nicht immer die Hochburg von Entwicklung und Wohlstand.

Der Historiker Ian Morris verwendete in seinem Buch „Why the West Rules – For Now“ eine statistische Methode zur Messung der Entwicklungsgrade verschiedener Zivilisationen. In seinem Ost-West Vergleich kam er zum Ergebnis, dass der Osten – vor allem China – bis in das 18. Jahrhundert hinein einen wesentlich höheren Entwicklungsgrad aufweisen konnte. Erst durch die Entdeckung Amerikas, den transatlantischen Handel und die daraus hervorgehende europäische Expansion konnte sich der Weg für die industrielle Revolution ebnen, die den Westen schlussendlich an die Spitze der Weltordnung bugsierte. Dass sich dieses transatlantische Handelssystem gerade hier entwickelte, war nicht etwa einer bereits vorhandenen Überlegenheit des Westens geschuldet, sondern der geografischen Lage Europas, deren günstiger Meereszugang es ermöglichte, den sogenannten Dreieckshandel zu etablieren, bei dem Sklav*innen und Güter zwischen Amerika, Afrika und Europa zirkulierten. Der schnelle Anstieg des westlichen Entwicklungsgrades war also zum Teil dem Zufall und dem Sklavenhandel zu verdanken. Erst durch diesen Entwicklungsschub und dem damit einhergehenden wirtschaftlichen Wohlstand war es dem Westen möglich, sich zu einer Gesellschaft zu entwickeln, die gemäß ihrem Selbstverständnis moralisch und humanitär ist. Anders gesagt bedeutet dies, dass eine wesentliche Voraussetzung für die Entstehung des modernen westlichen Wertesystems der inhumane Umgang mit Fremden war. Auf diese Problematik soll im nächsten Teil genauer eingegangen werden.

Westliche Werte

In seinem Buch „The End of History” argumentiert der Politologe Francis Fukuyama, dass die Geschichte, wie wir sie kennen, mit dem Kalten Krieg zu Ende gegangen ist. Damit meint er, dass es künftig keine großen Konflikte mehr geben würde, da sich die westlich-liberale Weltordnung mit all ihren Wertvorstellungen als bestmögliche etabliert hat. Doch was sind diese westlich-liberalen Werte? Idealtypisch umfassen sie die Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, von Humanismus und Aufklärung, von Menschenrechten und der Ächtung des Krieges. Es handelt sich um ein System, welches die individuelle Entfaltung und Freiheit von Menschen fördert, Rechtsstaatlichkeit etabliert und Vielfalt begrüßt. All diese Ideale verfügen über einen intrinsischen Wert und tragen wesentlich zu einer Verbesserung individueller Lebensverhältnisse und menschlichen Zusammenlebens bei.
Jedoch ist anzumerken, dass die Art und Weise, wie mit diesen Werten umgegangen wurde und wird, zum Teil problematisch ist. Besonders zu konstatieren ist der Umstand, dass sich in den letzten Jahrhunderten



eine gewisse Wertehierarchie etablierte. Die westlichen Wert- und Weltvorstellungen, so war es lange Zeit der Grundkonsensus, stünden über jenen aller anderen Zivilisationen. Dies hatte historisch betrachtet devastierende Auswirkungen auf den Umgang des Westens mit Fremden und ebnete den Boden für Rassismus und die moralische Rechtfertigung des Kolonialismus. In seinem Buch „Orientalismus“ definierte der Literaturwissenschaftler Edward Said die westlich-europäische Identität als solche, die durch Abgrenzung und durch die Schaffung eines Gegenbildes entstand, welches man im Orient fand. Der Okzident, so Said, konzipierte den Orient, indem er ihn von oben herab untersuchte, beschrieb, verstand und dadurch schlussendlich diskursiv erschuf, um die eigene Identität sodann von ihm abgrenzen zu können. Der „Orientalismus“ ist ein Beispiel für den hierarchisierenden Zugang zu fremden Kulturen und Wertvorstellungen, welcher dem Westen die Legitimation gab, andere Staaten und Völker den eigenen Ideen von Zivilisation unterzuordnen, sie zu bevormunden und zu beherrschen.

Obwohl die Wertehierarchie mit der Zeit abgeschwächt wurde, impliziert die europäische Identität heute noch häufig ein Gefühl von Erhabenheit, von Überlegenheit gegenüber anderen Kulturkreisen und Wertegemeinschaften. Heute rühmt sich Europa zwar nicht mehr mit zivilisatorischen Argumentationen und Gefühlen rassischer Überlegenheit, sondern mit seinen Fortschritten im Bereich der Menschenrechte und des Sozialwesens. Dabei suggeriert die Narrative, dass diese Werte in Europa ihren Ursprung hatten, dass es allein die Europäer*innen waren, die solche Errungenschaften hervorbringen konnten. Europäer*innen scheinen vergessen zu haben, woher diese angebliche Überlegenheit kommt, mit welchem Preis sie bezahlt wurde. Wie bereits erwähnt, steht der Westen erst seit etwa 200 Jahren an der Spitze der Rangliste entwickelter Zivilisationen. Die Wurzeln der Menschenrechte, die laut dem Soziologen Hans Joas in der Sakralisierung des Individuums liegen, finden sich aber bereits viel früher, etwa im indischen Buddhismus oder im chinesischen Konfuzianismus. Sie entstanden also zum Teil in Räumen, die durch expansive europäische (in diesen Fällen vor allem britische) Politik ihrer Errungenschaften beraubt wurden.In Anbetracht dessen scheint es heuchlerisch, heute mit dem Finger auf Staaten zu zeigen, die unserer Auffassung von westlichen Werten nicht entsprechen.

Schlusswort

Dieses Essay soll keineswegs suggerieren, dass es schlecht sei, sich mit Europa oder mit der EU zu identifizieren, nicht zuletzt da die europäische Identität auch Teil meiner eigenen Selbstwahrnehmung ist. Vielmehr soll der Text als Ansporn dienen, auch die negativen Aspekte der eigenen Geschichte, Kultur und Existenz wahrzunehmen. Ich bin der Ansicht, dass man jeder Form von kollektiver Identität mit Vorsicht begegnen sollte und plädiere für mehr Skepsis im Umgang mit europäischen Identitätsgefühlen. Dabei sollten wir jedoch nicht unterschätzen, welch große Rolle diese in unseren Lebenswelten spielen. Die Kunst ist es, bewusst und reflektiert mit dem Thema der europäischen Identität umzugehen, um ein tieferes Verständnis ihrer historischen Ursprünge und ihrer Implikationen für die Zukunft zu erlangen.

Un' Europa in viaggio...

di Francesca Tonetti

Pensate a quanti ragazzi europei, dal 1987 ad oggi hanno usufruito del programma Erasmus (o Erasmus+ come chiamato dal 2014) per intraprendere un viaggio alla scoperta di nuovi paesi, nuove culture, nuove lingue, nuove università, nuovi amici, nuovi se stessi. Provate a pensare a quante storie si potrebbero scrivere e tutte sarebbero diverse l'una dall'altra. Io inizierò dalla mia.

La partenza

Chi ha intrapreso uno scambio con il programma Erasmus durante la sua carriera universitaria sicuramente sa quanta burocrazia ci sia dietro. Prima della partenza, durante la permanenza all'estero e pure al ritorno. Chi non lo dovesse sapere, non spaventatevi davanti a tutta la burocrazia, vale decisamente la pena affrontarla!
Anche io sono riuscita a superare questo primo ostacolo, ma subito mi imbatto nel secondo: come faccio a farci stare i miei prossimi sei mesi di vita in due valigie da 20kg e uno zaino?! Porterò solo le cose più necessarie. Facile a dirsi. Da una parte c'é questo mio modo di pensare razionale che si sofferma su cosa sia pratico e necessario per affrontare la fine dell'inverno, il passaggio alla primavera e l'ultimo mese di permanenza in piena estate. Dall'altra c'é la parte più sensibile che vuole portare ciò che più mi identifica. Perché diciamoci la verità: l'abito un po' fa il monaco quando si tratta di prime impressioni. Rimando il fare le valigie fino all'ultimo giorno, come sempre. E alla fine ci butto dentro un po' di tutto, dal piumino pratico al costume da bagno preferito. Si parte!

L'arrivo nel paese „ospitante"

A questo punto mi accorgo che non vi ho ancora detto dove andrò! Gandia, piccolo paesino sul mare nella Comunidad Valenciana a circa un'ora verso sud da Valencia. La Rimini della costa Spagnola, ma questo lo scopro solo a maggio, quando la spiaggia inizia a riempirsi di „madrileños" in cerca di festa e la popolazione di Gandia opta invece per le spiagge nelle vicinanze più tranquille.
Io non ho scelto la mia destinazione per questo, bensì perché c'è una sub-sede del Politecnico di Valencia che offre un master di acustica proprio a Gandia.
Dopo qualche settimana capisco anche perché abbiano costruito una sede universitaria lì. „Gandia playa", cosí si chiama la parte di città sulla spiaggia, è praticamente vuota. Da ottobre ad aprile ci vivono soltanto qualche pensionato che incontro tutti i giorni durante il mio cammino verso l'università e qualche studente (inclusi noi „Erasmus"). Se non ci fossero gli studenti,

anche l'unico bar aperto fino a mezzanotte dovrebbe chiudere.
La mia prima impressione non è stata troppo positiva (forse anche per la mancanza di un riscaldamento in casa e quindi il continuo congelarsi se si stava seduti più di mezz'ora in cucina).

Durante: In casa

Mi sono abituata ad avere freddo e a farmi la doccia in fretta perché se no l'acqua calda non bastava per tre persone. Non mi sono abituata al mio coinquilino messicano che non sapeva cosa fosse la raccolta differenziata e per il quale le patatine fritte e i fagioli fritti erano le uniche verdure commestibili. Dopo qualche settimana per fortuna ha scoperto che in Spagna esistono i pomodori. E quelli non li friggeva. Mi sono anche abituata alla mia coinquilina tedesca, che invece mangiava solo verdure perché i carboidrati fanno male ai tedeschi perché non sono così abituati a mangiarli come noi italiani. Va bene. Nonostante le differenze in cucina, andavamo super d'accordo. Posso dire che in lei ho trovato un'amica per la vita ed èanche per questo che si va in Erasmus: si impara ad accettare le differenze dell'altro e alla fine ci rimane molto di più se riusciamo a guardare oltre. Ci rimane un'amicizia vera.

Durante: All'università

Avevo lezioni obbligatorie tutti i giorni dalle 11 alle 14, la loro „mattina". Era un po' come andare a scuola. Eravamo 10 iscritti al master ma solo 6 frequentanti. Tra professori e studenti ci si da del tu e ci si chiama per nome. In generale il rapporto tra prof e studenti è molto più sciolto. Probabilmente perché prima di ogni lezione, verso le 10.45 ci si ritrova tutti nella „cafetería" per „almorzar" – cioè prendere un caffè e una fetta di pane tostato condito con pomodori tritati, olio d'oliva e sale. E a chiacchierare. Perché nonostante fossero tutti futuri ingegneri erano comunque tutti spagnoli. Qualche „laboratorio di collisioni" comunemente anche chiamata partita a biliardo dopo, eravamo amici. E dopo cene, birre, bagni in mare, gite, serate rock, esami, protocolli, misurazioni, altri protocolli, escursioni, feste, paelle, spese e colazioni insieme

eravamo come una piccola famigliola. Non avevamo potuto scegliere con chi stare tutti i giorni a lezione, ci era capitato. Un po' come la propria famiglia. Ognuno aveva il suo ruolo nel gruppo e veniva accettato per quello che era.

Durante: Nel tempo libero

Devo ammettere che non ho vissuto la vita tipo di una studentessa in erasmus. Diciamo che quando io ero sveglia gli altri „Erasmus" dormivano ancora e che quando loro uscivano io dormivo già. Ma questo fatto non mi ha preoccupato troppo. Tramite facebook ho trovato un gruppo di pazzi scatenati per il triatlon e cosí passavo quasi tutto il mio tempo libero tra la piscina, la pista d'atletica e la sella della mia bicicletta. La cosa più bella é stata che grazie a questo club sportivo sono riuscita a conoscere al meglio la cultura spagnola. Nei weekend facevamo uscite in bicicletta di molti chilometri, fermandoci nei migliori ristoranti di paella. Quando finalmente si poteva nuotare in mare tranquillamente (ho fatto il mio primo bagno il 27 febbraio, diciamo che mi ha rinfrescato per il resto della settimana) mi portavano a fare gli allenamenti di nuoto nelle spiagge più belle della regione. Ho visto paesaggi che neanche immaginavo potessero esistere in Spagna. E poi con gli amici del triatlon abbiamo fatto ciò che forse lega di più due esseri umani: soffrire. Partecipando alla „Liga de clubs", un circuito di più gare nelle quali si accumulano punti per ogni atleta

della squadra e quindi è importante aiutarsi a vicenda, abbiamo disputato più triatlon insieme. Nuotando vicine bracciata dopo bracciata opponendoci insieme alla corrente del mare, pedalando a ruota aiutandoci a evitare troppa fatica per il vento contro e infine incoraggiandoci a non mollare prima dell'arrivo anche se ormai le gambe sembravano di piombo. Un abbraccio al traguardo e la soddisfazione ci faceva dimenticare ogni dolore. E quando il giorno dopo arrivava il dolore ai muscoli era mille volte meglio del mal di testa della post-sbronza.

Il ritorno

Gli ultimi giorni non sono stati facili. In cinque mesi si accumulano molti ricordi e soprattutto ci si abitua. Ci si abitua alla via per l'università, al caffè con i compagni prima delle lezioni, agli allenamenti e le gare con gli amici del triatlon, alle serate cucina con gli Erasmus, ai pomeriggi in spiaggia con le amiche tedesche, ai fine settimana a zonzo per la costa spagnola. Ritornerò, la Spagna d'altronde non è lontana! La tipica frase con la quale cercavamo di tirarci su il morale. Ma dentro di noi sapevamo che non sarebbe mai stata la stessa storia. Non ci sarebbero state le stesse persone, non avremmo avuto le stesse idee, non avremmo potuto vivere le stesse avventure. Non ci è restato altro da fare che conservare al meglio i ricordi e la speranza di crearne di nuovi in luoghi diversi. Ci siamo rassegnati. E così siamo partiti, o ripartiti. Diversi da come eravamo prima. È stato strano ritornare; all'apparenza puoi essere sembrato uguale. Felice di tornare „alle origini" con la famiglia, i vecchi amici e il vecchio te stesso. Ma qualcosa è cambiato. Concludo queste mie riflessioni con un paragone che molti forse non capiranno e altri attribuiranno ai pensieri di una nerd. Per me andare in Erasmus è stato come creare un Horcrux.

Un Horcrux è un oggetto che contiene un frammento dell'anima del suo creatore. Lo scopo principale che spinge a ricorrere a questo espediente è vincere la morte, in quanto, anche se si viene colpiti mortalmente, la parte di anima contenuta nell'Horcrux garantisce di sopravvivere in una forma di semi-vita spirituale, dalla quale si può tornare in pieno possesso del proprio corpo e delle proprie forze grazie all'aiuto di particolari sostanze, incantesimi o pozioni. (Wikipedia)

Weil man uns die Zukunft klaut.

von Julian Nikolaus Rensi

Die Sonne schien warm für die Jahreszeit, als wollte sie die Befürchtungen der Demonstrierenden unterstreichen, die den steril modernisierten Magnagoplatz füllten. Vor dem Landhaus: Reden, tosender Beifall und eingängige Slogans flossen ineinander. Es war der 15. Februar 2019 und die Klimastreikbewegung, Fridays for Future, nahm in Südtirol ihren Lauf: Junge Menschen, die auf den Straßen skandierend und sich in einzelnen Aktionen abmühend, für ihr objektives und essenzielles Interesse auf eine Zukunft in lebenswerter Umwelt – für ihre Zukunft – einsetzen. Nachfolgend der Versuch, einige Aspekte der lokalen Bewegung zu beleuchten, die noch nicht oder kaum analysiert wurden.

BOZEN

Wer die Bewegung trägt

„Fridays for Future“ (FFF) wird als politische Bewegung von Schüler*innen wahrgenommen und ist es im Wesentlichen auch. Jedoch nehmen bei den verschiedenen Aktionen, u.a. bei den bekannten Klimastreiks, auch zahlreiche Studierende und Menschen quer durch alle Altersschichten teil, denen der Kampf gegen den Klimawandel ein Anliegen ist. Europaweit stehen etwa 60 Prozent der Oberschüler*innen FFF positiv gegenüber, so der lokale Führungszirkel, und die Werte in Südtirol sollten ähnlich sein, wenngleich nichts Handfestes vorliegt. Es dürften mehr Mädchen als Jungs die Bewegung mittragen, heißt es weiter. Der besuchte Schultyp hingegen beeinflusse die Einstellung

zu FFF kaum, ebenso wenig die Muttersprache: Die gemeinsamen Proteste und Aktionen der Schüler*innen sind ein Ausdruck interethnischer Kooperation und Solidarität und beweisen, dass wir es nunmehr mit globalen Themen zu tun haben, die mit dem landeseigenen sprachgruppenpolitischen Diskurs oder unserem ethnischen Separationsbedürfnis in keinster Weise mehr zusammenhängen. Der sprachgruppenübergreifende Charakter von FFF wurde und wird von den Akteur*innen bewusst und als positiv und selbstverständlich wahrgenommen. Den Kern der Bewegung in Südtirol bildet eine Gruppe junger Aktivist*innen, die sich ehrenamtlich um die Organisation und Entwicklung von FFF kümmern. Hierbei hat sich ein Komitee gebildet, welches das zentrale Organ der Willensbildung ist, und das wiederum einen fünfköpfigen Vorstand gewählt hat, dem technischere Kompetenzen obliegen. Eigens bestellte Sprecher*innen runden das simple Gefüge ab. Auf seinen basisdemokratischen und nicht-hierarchischen Charakter legt FFF South Tyrol ein besonderes Augenmerk, damit „alle auf gleicher Höhe mitarbeiten können." Angestrebt wird eine Steigerung der Arbeitseffizienz durch die Einsetzung von Arbeitsgruppen. Nur am Rande kann hier erwähnt werden, dass die Aktivität von FFF South Tyrol mittlerweile weit über die bekannten Klimastreiks hinausgeht und verschiedene Sensibilisierungskampagnen hervorgebracht hat: Sit-ins, Aktionswochen, Kleiderbörsen, Rad-Demos, Benefiz-Sportveranstaltungen und einiges mehr.

Das Verhältnis zur Landespolitik im Allgemeinen…

Das Verhältnis zur Politik scheint auf den ersten Blick widersprüchlich: Einerseits richten sich die Forderungen nach raschen und effektiven Maßnahmen an die politisch Verantwortlichen, andererseits hat FFF schon mehrfach Gesprächsangebote von namhaften Landespolitiker*innen ausgeschlagen oder nur zögerlich angenommen – vom Landeshauptmann zu Landesrat Bessone – was den Eindruck schürt, die Schüler*innen meinten es einfach nicht ernst. Es mangele an konstruktivem Geist, an der Bereitschaft, konkrete Lösungen zu entwickeln. In diese Kerbe schlug auch der ehemalige Präsident des deutschen Schüler-Landesbeirates. Doch: Zur Eigenheit der neuen Klimabewegung gehört eben gerade, keine wirklichen Inhalte aus sich heraus zu produzieren und den Verantwortungsträger*innen gegenüber zu propagieren. Getragen wird die Bewegung von der existenziellen Sorge um die eigene und der Erde Zukunft, und nicht etwa von abstrakten ideologischen Gedankensystemen, die man näher erklären oder von deren Richtigkeit man die herrschende Politik überzeugen müsste. Typisch hingegen ist der Verweis auf die wissenschaftliche Community, wenn es um konkrete Inhalte geht. Auch vor Ort will FFF sozusagen als „Lautsprecher" der Klimaforschung fungieren. Man berufe sich nur auf das, was ohnehin feststeht, aber ignoriert wird, so die Eigendarstellung. FFF will sich jedweder „repressiven Toleranz" und parteipolitischen Vereinnahmung entziehen.

…und zu den Parteien im Besonderen

Im Allgemeinen ist eine gewisse Skepsis gegenüber der Politik auszumachen – mit ein „Beweis", dass die protestierenden Schüler*innen vieles, aber nicht von gewissen politischen Kräften ferngesteuert sind, wie manche Kommentator*innen auf Südtirols Onlinemedien zu wissen meinen. Die Schüler*innen sind von keiner Partei oder obskuren Kraft manipuliert, was in Hinblick auf die notorischen Welterklärer*innen offenbleibt. Selbst mit den Grünen, natürliche Verbündete in der Sache, hat es bislang keine besonderen Verbrüderungsszenen gegeben, obschon eine personelle Schnittmenge zwischen FFF-Vorstand und Young Greens existiert. Auch aus dem Umfeld der Demokratischen Partei stammen einige Jugendliche, die an führender Stelle die Tätigkeit der Bewegung beeinflussen. Andere sind zwar parteilos, doch geht aus ihrer Biografie hervor, dass sie eine politische Sozialisierung im Bereich linker, antifaschistischer oder feministischer Netzwerke erfuhren. Soviel zum Führungszirkel des lokalen FFF. Über die politischen (parteilichen) Präferenzen der

Demonstrierenden bzw. der Anhänger*innen der Bewegung lässt sich hingegen keine adäquate Aussage treffen.

(Das offizielle) Südtirol zur Bewegung

Wiederholt haben die Aktivist*innen darauf hingewiesen, dass ihr Widerhall in der Landespolitik gering sei. Zwar ließen sich einzelne Politiker*innen bei den öffentlichkeitswirksamen Demos blicken, jedoch habe sich klimapolitisch noch viel zu wenig geändert. Zunächst sei unterstrichen, dass insgesamt vor allem die Kundgebungen – die Freitagsstreiks – für (den gewünschten) öffentlichen bzw. medialen Diskurs gesorgt haben, weniger die in einem zweiten Moment hinzugekommenen kleineren Aktionen. Alles in allem ist die Bewegung von politischer Seite aus aber zumindest geringerem Druck ausgesetzt als andernorts, frontale Diskreditierungen (wie z.B. in Deutschland) blieben aus. Aus dem Palais Widmann kam allerhöchste Unterstützung und ein promptes Bekenntnis zu Handlungsbedarf, Landesrat Achammer freute sich über die Begeisterung der Jugendlichen und sogar die deutsche Rechte hatte Worte des Lobes übrig. Wie die grüne und gelbe Opposition zu FFF steht, war absehbar. Eingehender zu untersuchen wäre nun die Haltung der Bevölkerung zu den Protesten, die Ursachen, die hinter den Mechanismen pauschaler und vorurteilsvoller Ablehnung der Bewegung durch einen Teil der Südtiroler*innen stehen, freilich auch die manipulative oder suggestive Wirkung der medialen Darstellung usw. Auf schulrechtlicher Ebene stellt sich die Frage, ob und wie die Bestimmungen der „Schülercharta“ zum Recht auf die Teilnahme an Kundgebungen während der Unterrichtszeit progressiv ausgelegt werden können, wie sich die Schulräte hierbei positionieren sollen und wie mit den freitaglichen Absenzen großherzig und gerecht umzugehen ist.

Die Rolle der Schülervertretung

Interessant ist die Bedeutung der Schülervertretung – gemeint sind die Landesbeiräte der Schüler*innen – für die Bewegung. Die gesamte Bewegung, der erste Schulstreik im Land ging von Schülervertreter*innen aus, und zwar von der Consulta Provinciale degli Studenti, deren Mitglieder lange schon ein offeneres Verhältnis zum politischen Engagement zeigen als ihre Kolleg*innen im deutschen Landesbeirat.

Nach einigem Zögern schloss sich jedoch auch eine Mehrheit in diesem den Protesten an und hieß sie in einer Aussendung gut, ohne dabei die Rechnung mit dem „Wirt“, dem Vorsitzenden des Beirats, zu machen: Dieser distanzierte sich öffentlich, gar bei „Pro und Contra“ von den Streiks und sorgte damit für interne Auseinandersetzungen im Gremium. Ivan Gufler, Vorstandsmitglied, machte sich zum Vorkämpfer für die Sache der Klimastreiks und setzte sein Engagement bei FFF South Tyrol fort, jener Gruppe, die sich nach der ersten Demo gebildet und aus dieser heraus eine Bewegung organisiert hat. Die Landesbeiräte traten dann aber in den Hintergrund. Ein Vorstandsmitglied von FFF räumt ein, dass deren Aktion, die ursprüngliche Einberufung des Streiks, durchaus ein „Avantgarde-Akt“ war, kritisiert gleichzeitig aber auch das weitere, als unzulänglich empfundene Vorgehen der Schülervertreter*innen. Eine andere Stimme schlägt neutralere Töne an und meint, man könne nicht erwarten, dass die Landesbeiräte allzu politisch handeln. Es wird ihnen sogar abgesprochen, sich bedingungslos für das Streikrecht bzw. die „Legalisierung“ der Schülerstreiks einsetzen zu müssen. Ein Grund für diese „Entfremdung“ könnte im unterschiedlichen Zugang zu politischer Aktion liegen: Hier die parlamentarische Gremien-Räson der Beiräte mit

ihrer Bereitschaft, auch eng mit der Politik zu kollaborieren, dort die außerparlamentarische Natur von FFF, deren Impetus sich nicht institutionell kanalisieren lassen mag. Diese Dialektik hat die Involvierten überfordert, wenigstens bislang, doch eine Synthese in Form konzertierter Aktion ist möglich und könnte sich mitunter einstellen. Wesentlich für das öffentliche Prestige von FFF ist im korporativen Südtirol jedoch auch die Haltung der verbandlichen Zivilgesellschaft. So erhielten die Kundgebungen vom Südtiroler Jugendring (SJR), dem Dachverband der maßgeblichen Jugendorganisationen im Land, Rückendeckung. Martina de Zordo, damals Vorsitzende, gestand den Jugendlichen ein „globales Bewusstsein" zu. Ebenso hat sich die Jugend der ethnischen Gewerkschaft ASGB mit den Schulstreikenden solidarisiert, und die Südtiroler HochschülerInnenschaft würdigte die Auftakt-Demo als „kräftigen Akt der Selbstbehauptung" einer ganzen Generation.

Der Versuch, die Bedeutung der Bewegung einzuschätzen

1. Das revolutionärste Element bei FFF besteht wohl darin, so oft so viele Schüler*innen auf die Straße gebracht zu haben, und zwar, hier das für Südtirol so unerhörte, in massenhafter Weise während des Unterrichts. Das an sich Progressive beschränkt sich darauf, in einem aktionistischen Niemandsland wie Südtirol Raum für außerparlamentarische politische Arbeit (wieder-) erschaffen zu haben, in den Köpfen der Jugend das Bewusstsein um die reale Möglichkeit öffentlicher politischer Emanzipation erweckt zu haben. FFF South Tyrol ist ein Mittel zur staatsbürgerlichen Mündigkeit einer politisch unterschätzten Generation, der Protest praktische politische Bildung. Da diese im Lehrplan oft genug fehlt, hat eine sensibel gewordene Jugend sie sich selbst angeeignet. Gefordert wird hingegen nichts, was anstößig ist. Der witzlos-bornierte Teil der

Gesellschaft mag sich an manch markigem und ironischen Spruch stören, der auf Transparenten und Plakaten mitgeführt wird, aber das ehrt bloß den/die Teilnehmer*in an der sonst braven Demonstration. „Brav“ in dem Sinne, dass kein südtirolspezifisches Thema aufgegriffen wird, das für echte Furore sorgen könnte, dass weder gezielt ein Tabubruch begangen wird, noch irgendwelche Verhältnisse hierzulande angeprangert oder einzelne Personen angegriffen werden. Auch hier ein Unterschied zu dem, was man ansonsten von Jugendprotesten im Lande gewohnt war. Klimaschutz ist zwar vielleicht noch nicht allgemeiner Konsens, doch wer sich, auch chronisch, aufregen kann, tut dies offenbar eher der Umstände halber – dass es junge Menschen sind, die sich Gehör verschaffen, und dass sie sich nicht diskret am Nachmittag versammeln.

2. Dennoch sollte man das Potenzial von FFF nicht kleinreden. Noch stellt die demonstrierende Jugend die Systemfrage nicht offensiv, sind antikapitalistische Gedanken wohl mehr als Beiwerk zu begreifen. Doch die politisch Wachsten, die Vordenker*innen unter den Demonstrierenden, begreifen das Problem des Klimawandels zusehends in all seiner Verstrickung mit globalen Kapitalinteressen. Sie beginnen, in ihrem Slogan „system change not climate change“ mehr als nur Provokation zu erkennen. Die reale oder gefühlte Unfähigkeit der Politik, zukunftsweisende Entscheidungen in Klimasachen zu treffen, könnte ihres zu einer Radikalisierung der Bewegung beitragen – Radikalisierung verstanden als Verdichtung und Vertiefung der Forderungen nach außen und des internen Diskurses; als immer vollkommenere und umfassendere Durchdringung und Prüfung der sozialen und ökonomischen Herrschaftsverhältnisse durch eine Generation, die vielleicht die Chance hat, „kritisches Ferment“ der Gesellschaft zu werden, durch das sich, wie nach 1968, fortschrittliche Entwicklungen Bahn brechen können. Dann wird aus der Konsumkritik Kapitalismuskritik, unverschleiert und direkt.

3. Freilich bleibt abzuwarten, wie sich die Klimastreikbewegung weltweit entwickeln wird, was nicht nur von ihrem Frontmädchen abhängt, sondern von zahllosen Faktoren. Und hier ein weiteres Merkmal von FFF: Der konsequente Internationalismus. Mit den Klimastreiks zieht die dynamische europäische, ja globale Gegenwart ins ruhige, heilige Land der Toponomastikfrage und des Wolfsgezänks ein und bewirkt eine wohltuende Öffnung zu politischen Themen von internationaler Relevanz. FFF South Tyrol richtet sich nicht nur an die Landesregierung; vielleicht sogar in größerem Maße an die Weltöffentlichkeit und die, die tatsächlich die Geschicke der Menschheit lenken: Indem es auch aus dem „Garten Gottes“ den Schrei nach Veränderung emporsteigen lässt, der sich mit dem der Gleichaltrigen aus aller Welt zu einem eindrucksvollen Warnsignal ballt, dass die Mächtigen vor mehr als nur Erklärungsnot stellt. Der lokale Ableger von FFF ist eben vor allem Teil der globalen Bewegung, die uniform ist, gleich auftritt und Gleiches fordert. Nichtsdestotrotz ist eine „Autonomisierung“ des Landes-FFF zu beobachten, in dem Sinne, dass man verstärkt bemüht scheint, auf die konkreten klimapolitischen Erfordernisse vor Ort einzugehen (siehe das Forderungspapier, das im Herbst zusammen mit EURAC-Wissenschaftler*innen erstellt wurde).

FFF und eine neue Protestkultur

Ein gewisses Unverständnis gegenüber FFF in unserem Land könnte daher rühren, dass der Durchschnittssüdtiroler vielleicht nicht viel anfangen

kann mit jener neuen jugendlichen Protestkultur, die FFF prägt und nur mehr entfernt verwandt ist mit martialischen Parteisymbolen und ernsten Arbeiterliedern: Als die „linken Bazillen“ von der SH mit ihren roten Fahnen das bäuerlich-klerikale Selbstverständnis Südtirols bedrohten oder die strammen Jungschützen mit Fackeln bewehrt gegen Siegesdenkmal und Besatzungsstaat loszogen – alles Protestformen, die sich als solche klar zeigten, sich einordnen ließen, der zusehenden Bürgerschaft als Mikrorevolution oder weihevoll-würdiges politisches Schauspiel erschienen. FFF sprengt diese klassischen Formatgrenzen politischer Aktion. Vor dem Landhaus, in den Bozner Altstadtgassen dröhnt laute Musik aus Boxen, zischen einige Bierdosen auf, weht nicht nur sehr viel Buntes in der Luft, sondern ab und an ein verdächtiger Geruch: Mehr Rave als Kundgebung? Es ist befreiend, dass sich die neue Protestgeneration nicht davor scheut, ihre eigene (sub-)kulturelle Prägung einfließen zu lassen, und auf den Puritanismus „erwachsener“ politischer Aktion pfeifen kann. Bei all der ausgelassenen Stimmung betonen die Organisator*innen dennoch, dass für die Anwesenden die Sache selbst zählt: Für den Vorwurf der „Schwänzerei“ haben sie wenig übrig und halten ihm entgegen, dass internen Umfragen zufolge nur elf Prozent der Demoteilnehmer*innen tatsächlich desinteressiert sind. Zusammenfassend: Der Protest wird insgesamt niederschwelliger, sodass wohl auch mehr, immer mehr Leute mobilisiert werden können.

Der Einsatz geht weiter

Denn so viel steht für die engagierten Jugendlichen fest: Die Klimastreikbewegung muss ihren Weg in Südtirol weiter gehen und wird es. Der dauerhafte Charakter des lokalen FFF hat sich in der erfolgreichen Meisterung der Bewährungsprobe Sommerferien gezeigt – jenem unumgänglichen Intervall, der schon so mancher aktionistischen Regung zum Verhängnis wurde, da er die Aufmerksamkeit und den natürlichen Zufluss der Ziel- und Referenzgruppe mindern kann. Anders als vielleicht erwartet hat es die Bewegung bravourös verstanden, ihre Tätigkeit nicht nur mit Beginn des Unterrichts wieder aufzunehmen, sondern sogar – in anderen Formen – während der Ferien aufrechtzuhalten. Positiver Nebeneffekt: Es hat eine Diversifizierung im Programm der Bewegung stattgefunden, sich ein Grundstock an Aktionsformaten gebildet, auf die immer wieder zurückgegriffen werden kann. Als Hürden, die es zu meistern gilt, nehmen die Köpfe der Bewegung indes wahr: Bürokratie, Zeitmangel, und der Gegenwind, der ihnen von mancher Seite entgegenweht. Was letzteren betrifft scheinen die Aktivist*innen jedenfalls zuversichtlich, ihn zur Stärkung der eigenen Position und Meinung sinnvoll und rational umzuformen. Und: “Siamo carichi come non mai. Speriamo che in futuro un movimento come il nostro non serva più ma deve esser chiaro che finché questo non accadrà noi non molliamo, saremo sempre di più e sempre più forti, insieme.”

Die Autor*innen dieser Ausgaben

Martin Ausserdorfer

Daniel Brandlechner

Julian Fischnaller

Matthias Fleischmann

Manuel Gruber

Sonja Hartner

Karoline Irschara

Simon Kienzl

Dietmar A. Meister

Theresia Morandell

Silvia Obwexer

Simon Rabensteiner

Julian Nikolaus Rensi

Gerd Sulzenbacher

Francesca Tonetti

Martin Ausserdorfer, 38 Jahre aus St. Lorenzen, Direktor der Brenner Basistunnel Beobachtungsstelle und Präsident der Südtiroler Transportstrukturen AG. Das Thema Mobilität ist bereits heute ein großes Zukunftsthema. Das Mobilitätsverhalten wird weiter steigen und gerade deshalb ist es wichtig, eine gute Infrastruktur zu haben.

Daniel Brandlechner: @dnlbrn93 lebt und arbeitet in Wien an einer literaturwissenschaftlichen Dissertation. Er unterrichtet Deutsch als Fremd- und Zweitsprache und interessiert sich für Sprache und Migration.

Julian Fischnaller, 30, Masterstudium der Soziologie an der Universität Wien und nunmehr Mittelschullehrer in Leopoldstadt, Wien. Interessiert an Südtirolbetrachtungen jenseits von Schönfärberei.

Matthias Fleischmann ist 23 Jahre alt und kommt aus Latsch im schönen Vinschgau. Als Politik- und Literaturstudent füllen Texte die Seiten seines Lebensalltags. Er liest, schreibt und singt sehr gerne und will mit einer dieser Tätigkeiten seine Brötchen verdienen. Im früheren Leben sei er ein Hofnarr gewesen, der der Gesellschaft in eulenspiegelscher Manier den verstaubten Spiegel ins Gesicht drückte. Heute sei dies auch die Aufgabe von Autor*innen und Journalist*innen. Seinen gelebten Skeptizismus kann man hier in einem kritischen Essay zur Europäischen Identität lesen.

Manuel Gruber ist 24 Jahre alt und kommt aus dem Vinschgau. Er studiert in Salzburg Kommunikations- und Politikwissenschaft. Er ist seit mehreren Jahren als Studierendenvertreter in verschiedenen Positionen in der Österreichischen Hochschüler*innenschaft an der Uni Salzburg (etwa als Referent für Bildungspolitik) sowie in der Südtiroler HochschülerInnenschaft (aktuell etwa als Vorsitzender der Außenstelle Salzburg und als Mitglied des Landesbeirates für das Recht auf Hochschulbildung) aktiv. In dieser Tätigkeit beschäftigt sich der junge politisch interessierte Nachwuchsjournalist immer wieder mit bildungspolitischen Inhalten und daraus sind auch die Ideen für seine Beiträge in dieser Skolast-Ausgabe entstanden.

Sonja Hartner, 55 Jahre alt, gebürtig aus dem Eisacktal, seit über 30 Jahren in Bruneck zu Hause; Studium an der „Universität Cattolica del Sacro Cuore di Milano“, abgeschlossen mit einem Doktorat in Pädagogik, seit 2007 Direktorin der Stadtbibliothek Bruneck. Die Stadtbibliothek beteiligt sich an Südtiroler „Aktionstagen Politische Bildung“, die 2019 Europa gewidmet waren. Für sie ein Anlass, sich eingehender mit der Thematik zu befassen.

Karoline Irschara, 28, aus Bruneck, ist Universitätsassistentin am Bereich Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck (Forschungsschwerpunkte: Medizinische Kommunikation, Korpuslinguistik, Genderlinguistik). Die Mitbegründerin der Fearless Bruisers, dem ersten Roller Derby Team in Innsbruck, interessiert sich nicht nur für feministischen Aktivismus, sondern steht auch selbst mit Rollern auf der Bahn.

Simon Kienzl aus Bozen ist 23 Jahre alt und studiert Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft und Philosophie in München. Ein Erasmus-Aufenthalt in Pisa im Winter 2019/2020 war, nach zwei Jahren des Studiums in Deutschland, Anlass um über die eigene Identität, zwischen deutscher und italienischer Kultur, nachzudenken. Sein Essay ist ein Versuch, diese Gedanken zu sammeln und zu beschreiben.

Dietmar A. Meister ist 1985 in Schlanders geboren und lebt seit 15 Jahren in Wien. Er hat Politikwissenschaft und Journalismus studiert, arbeitet als Chef vom Dienst für den Österreichischen Gewerkschaftsbund und versucht - kritisch, aber optimistisch -, den Weg in eine gerechte Gesellschaft mitzugestalten.

Theresia Morandell ist 24 Jahre alt und studiert Public Policies and Administration in Bozen. Europabezogene Themen sind nicht nur im Studium ihre große Leidenschaft – in ihrer Freizeit zerbricht sich die gebürtige Kaltrerin ebenfalls gerne den Kopf darüber, wie die EU in den Augen ihrer Bürger*innen dasteht (und besser dastehen könnte).

Silvia Obwexer ist 24 Jahre alt und absolviert zurzeit einen Master in Kommunikationswissenschaft in Bologna. Für ihre zwei Bachelorstudien „Romanistik“ und “Kommunikationswissenschaft“ war sie in Salzburg und ein Semester in Frankreich. Sie ist es daher gewohnt, sich an ein neues Umfeld anzupassen und findet, dass jede*r hin und wieder aus seiner/ihrer Comfortzone gehen sollte.

Simon Rabensteiner, Jahrgang 1997, stammt aus Brixen und studiert seit 2017 Altgriechisch, Deutsch und Geschichte auf Lehramt an der Universität Salzburg. Durch das Studium und das Interesse am Denken der Antike bedingt, ergibt sich auch die Begeisterung für Europa, das sich maßgeblich aus den Gedanken aus der Antike speist und die Idee für den Artikel, die Geschichte und Gegenwart Europas am griechischen Mythos durchzuspielen.

Julian Nikolaus Rensi (23 Jahre) ist in Trient geboren, in Bozen aufgewachsen und studiert Rechtswissenschaften an der Universität Innsbruck, wo er auch die Außenstelle der sh.asus leitet. Als Vizevorsitzender der HochschülerInnenschaft ist es ihm ein Anliegen, über die Vereinstätigkeit in Hinblick auf a llgemeine geistige Gegenwartstendenzen zu reflektieren. Diese beeinflussen nämlich die Erwartungen, die die Studierenden ihrer Vertretung stellen.

Gerd Sulzenbacher, 1993 in Südtirol geboren, studiert Kunstgeschichte an der Universität Wien. Anlass für seinen Artikel zu Transition und Stagnation war eine Universitäts-Exkursion im Oktober/November 2018 nach Bosnien und Herzegowina unter dem Forschungsschwerpunkt Post-conflict & Contemporary Art in Bosnia and Herzegovina.

Francesca Tonetti, 25 Jahre alt, kommt aus Bozen und studiert im Master Elektrotechnik-Toningenieur in Graz. Da sie zweisprachig aufgewachsen ist berichtet sie sowohl auf Deutsch als auch auf Italienisch von ihren Erasmus- und Summer School-Erfahrungen in Valencia und Caorle.

Bildnachweise

Cover	Grafik: Katharina Ennemoser
5	Grafik: Katharina Ennemoser und Stefanie Mair
7	links: sh.asus Innsbruck, rechts: sh.asus Salzburg
8	sh.asus Graz
9	sh.asus Bologna
11	Christian Wiediger auf Unsplash
12	Iñaki del Olmo auf Unsplash
14-15	David Vig auf Unsplash
17	Nabeel Syed auf Unsplash
19	Buchcover Ulrike Guèrot: Warum Europa eine Republik werden muss. Eine politische Utopie, Piper 2019
20	Buchcover Aleida Assmann: Der europäische Traum. Vier Lehren aus der Geschichte, C.H.Beck 2018
22	Diverkstatt
24	Karsten Würth auf Unsplash
29	Grafik: Katharina Ennemoser
30	Manuel Gruber
32-33	Free-Photos auf Pixabay
34	bogitw auf Pixabay
37-38	Simon Kienzl
41	JPataG auf Pixabay
42	Anton Sharov auf Unsplash
44	Simon Rabensteiner
48	Hugo L. Casanova auf Pixabay
50	Renate Schwarzmüller
51	Renate Schwarzmüller
53	Dietmar A. Meister
54	Dietmar A. Meister
57	Joe Schöggl
58	AktionsGemeinschaft / Schandl
59	Leonie Ackermann fzs
60	Enrico Mazzo UDU
63	Theresia Morandell
64	Grafik: Theresia Morandell, Datenquelle: Standard Eurobarometer 91
67	geralt auf Pixabay
69	Matthias Fleischmann
71	Francesca Tonetti
72	Francesca Tonetti
73	Francesca Tonetti
74-79	FFF South Tyrol
80	von l.o. nach r.u.: Martin Ausserdorfer, Daniel Brandlechner, Julian Fischnaller, Matthias Fleischmann, Matthias Freytag Uni Salzburg, Sonja Hartner, Renate Schwarzmüller, Simon Kienzl, Dietmar A. Meister, Theresia Morandell, Silvia Obwexer, Simon Rabensteiner, Julian Niklaus Rensi, Gerd Sulzenbacher, Francesca Tonetti

Impressum

Skolast nummer / o - 65. Jahrgang 2020

Zeitschrift der Südtiroler Hochschülerschaft (sh.asus) / rivista dell'associazione universitaria sudtirolese
Kapuzinergasse 2A via dei cappuccini - Bozen Bolzano - 0471974814 - www.asus.sh - bz@asus.sh

Eingetragen beim Landesgericht Bozen/ registrato presso il tribunale di Bolzano
Erlass vom 18.06.1956 - Auflage / tiratura 5.000

Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes/ direttore responsabile: Günther Pallaver

Redaktion/ redazione: Manuel Gruber, Theresia Morandell, Silvia Obwexer, Julian Nikolaus Rensi, Julian Irschara, Nataša Vasic

Autor*innen / autori: Martin Ausserdorfer, Daniel Brandlechner, Julian Fischnaller, Matthias Fleischmann, Manuel Gruber, Sonja Hartner, Karoline Irschara, Simon Kienzl, Dietmar A. Meister, Theresia Morandell, Silvia Obwexer, Simon Rabensteiner, Julian Nikolaus Rensi, Gerd Sulzenbacher, Francesca Tonetti.

Layout / grafica: Mair Stefanie, Ennemoser Katharina

Druck / stampa: Fotolito Varesco Alfred GmbH, Auer